

Neuwührener Professorenpredigten 2011



© Hrsg.: Klaus Kürzdörfer c/o
Kapellenverein Neuwühren e.V.
24145 Kiel, Meimersdorfer Weg 209

Zum Geleit

In der diesjährigen Predigtsammlung schlugen sich zwei Außeneinwirkungen nieder: Einmal fehlt ein Rahmen-Thema, wie es in den Vorjahren üblich war. Deshalb reihen sich die Beiträge rhapsodisch aneinander. Der Grund dafür sind eine Computerpanne und der strenge Winter im Januar 2011. Beides vereitelte die gemeinsame Beratung über ein Jahresthema für 2011. Die Professoren wählten sich deshalb individuell ihre Predigtthemen. Die zustande gekommene Vielfalt erwies sich glücklicher Weise substantiell als Gewinn. Die andere Außeneinwirkung thematisierte sich häufende Christenverfolgungen. Sie waren schon seit Jahrzehnten virulent von den Philippinen über Indonesien, Indien, Pakistan, den Mittleren und Nahen Osten über Nordafrika, Sudan, Somalia bis nach Nigeria. Offensichtlich wußten die Massenmedien mit dem Thema nicht viel anzufangen. Und was im Journalismus nur am Rande eine Rolle spielt, sorgt nicht für öffentliche Beachtung. Vermutlich wird aber religiöse Intoleranz in absehbarer Zeit nicht schwinden, sondern eher zunehmen. Kann das verwundern, wenn schon Jesus den Seinen ankündigte: Haben Sie mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen?

Neuwühren, im Dezember 2011

Dr.Dr. Klaus Kürzdörfer, Moderator

INHALT 2011

- | | |
|------------------------------|---|
| 1. Mai | Prof. Dr. Niemann
<i>Christliche Märtyrer</i> |
| 5. Juni | Prof. Dr. Kuder
<i>Johannes 16: 5-15</i> |
| 3. Juli | PD Dr. Hach
<i>Johannes der Vorläufer und Jesus</i> |
| 7. August | Prof. Dr. Seiß
<i>Über die Verfolgung der Christen</i> |
| 4. September | Prof. Dr. Marold
<i>1. Mose 2:4bff (die ältere Schöpfungs-
erzählung)</i> |
| 2. Oktober | Prof. Dr. Mix
<i>Angst und Glaube: Markus 4:35-41</i> |
| 6. November | Prof. Dr. Susenbeth
<i>Das Gleichnis vom Schatz im Acker und
von der kostbaren Perle</i> |
| 27. November
(1. Advent) | Prof. Drs. Kürzdörfer
<i>Machet die Tore weit und die Türen in der
Welt hoch, daß der König der Ehren
einziehe! (Ps 24:7)</i> |

Christliche Märtyrer

Die Seligsprechung bzw. Ehrung der vier Lübecker Märtyrer im Juni 2011 lenkt die Aufmerksamkeit der Christen auf das Phänomen des Martyriums und die Geschichte der Märtyrer.

Das griechische Wort *martyr* bedeutet ganz allgemein „Zeuge“, *martyrion* ist das Zeugnis. Im Christentum wird unter diesen Begriffen eine spezielle Form des Zeugen bzw. des Zeugnisses verstanden, nämlich der Blutzeuge bzw. das Blutzeugnis, genauer der Verlust des Lebens für den christlichen Glauben.

Als ersten Märtyrer betrachtet die christliche Tradition Stephanus, den Führer und Wortführer der griechischsprachigen Mitglieder der Urgemeinde in Jerusalem (Apg 6, 1-7). Er wurde als erster Christ wegen seines Bekenntnisses zu Jesus Christus hingerichtet und starb durch Steinigung (Apg 6,8 – 7,60). An seinem Geschick ist erkennbar, wie umstritten das Christentum und wie lebensgefährlich für seine Anhänger es von Anfang an war.

Als bedeutendste Epoche der Märtyrer gilt im allgemeinen christlichen Bewusstsein die Zeit bis zur Konstantinischen Wende, die Frühzeit des Christentums also, in der sich das Christentum vom Judentum allmählich löste und zur eigenständigen Religion entwickelte, aber innerhalb des Römischen Reiches noch keine gesicherte Position innehatte und keine Religionsfreiheit genoss.

Von einer kontinuierlichen, systematischen Christenverfolgung im Römischen Reich in den ersten drei Jahrhunderten nach Christus wird man allerdings nicht sprechen können. Die meisten Verfolgungsaktionen waren regional oder lokal begrenzt. Dazu gehört auch die wohl bekannteste Christenverfolgung, die sich in Rom unter Kaiser Nero zugetragen hat und der der Überlieferung nach u.a. die Apostel Petrus und Paulus zum Opfer fielen. Mit dieser Aktion wollte Nero den von ihm selbst initiierten Brand Roms den Christen in die Schuhe schieben. Auf das gesamte Römische Reich erstreckten sich nur zwei Christenverfolgungen, die auch besonders dramatisch verliefen, nämlich unter den Kaisern Decius 250-251 und Diokletian 303-305. Grund der Verfolgung und Verurteilung der Christen war die Zugehörigkeit zum Christentum. Diese war allerdings – in heutiger Terminologie – kein Offizial-, sondern ein Antragsdelikt. Der Staat ging, wie Kaiser Trajan ca. 112 klarstellte, zwar von sich aus nicht aktiv gegen die Christen vor, ergriff aber Maßnahmen, wenn sie von einer Privatperson angezeigt wurden. Kaiser Decius führte als Beweismittel für die Zugehörigkeit zum Christentum den Opferzwang ein, dem grundsätzlich alle Reichsbewohner unterworfen waren. Viele Christen sind in den brutalen Verfolgungen der Kaiser Decius und Diokletian schwach geworden und haben ihren Glauben verleugnet, was ihnen von anderen Christen als Glaubensabfall angekreidet wurde. Das Problem der Wiederaufnahme der sogenannten „(Ab)gefallenen“ (*lapsi*) nach Ende der Verfolgung führte zu einer Zerreißprobe im frühen Christentum.

Nach der Etablierung der christlichen Kirche als Staatsreligion spielt das Phänomen des Martyriums im nunmehr christlichen Imperium Romanum und später im christlichen

Abendland naturgemäß kaum noch eine Rolle, wenngleich es natürlich bei Missionsaktivitäten immer wieder zu beobachten ist.

In einer christlich geprägten Gesellschaft, wie wir sie in Europa vom Ausgang der Antike bis ins 19. und den Beginn des 20. Jahrhunderts vorfinden, entwickelten sich freilich immer wieder heterodoxe Positionen, die von der jeweiligen Kirchenleitung abgelehnt und deren Anhänger verfolgt und nicht selten hingerichtet wurden. Je nach Standpunkt des Beobachters hatte man es dann entweder mit einem Märtyrer oder mit einem Ketzer bzw. Hochverräter zu tun. Der tschechische Reformator Jan Hus z.B., der auf dem Konzil von Konstanz 1415 trotz der Zusicherung freien Geleits verurteilt und verbrannt wurde, gilt für die Katholische Kirche als Häretiker, für die Protestanten aber als Vorläufer der Reformation. Der englische Lordkanzler Thomas Morus verweigerte den Suprematseid auf den König; Heinrich VIII. ließ ihn als Hochverräter hinrichten, die Katholische Kirche verehrt ihn als Heiligen.

Wohl in keiner anderen Epoche des Christentums gab es so viele Märtyrer wie im 20. Jahrhundert. Die meisten von ihnen fielen den Religionsverfolgungen durch faschistisch-nationalsozialistische oder durch kommunistische Diktaturen zum Opfer.

Kurz nach der russischen Revolution und der Machtübernahme durch die Kommunisten setzte in den 1920er Jahren eine verheerende Verfolgung und Unterdrückung der russisch-orthodoxen Kirche ein. Der Eindruck von der massiven Kirchenfeindlichkeit des Kommunismus verstärkte sich auf katholischer Seite durch den Spanischen Bürgerkrieg in den 1930er Jahren.

Die überwältigende Mehrheit der Opfer des Nationalsozialismus waren Juden. Aber auch eine ganze Reihe von Christen sind dem NS-Regime zum Opfer gefallen, und zwar in beiden christlichen Kirchen. Die Aufmerksamkeit konzentrierte sich lange Zeit auf berühmte Persönlichkeiten wie den lutherischen Theologen Dietrich Bonhoeffer, der kurz vor Ende des Zweiten Weltkriegs auf Hitlers Befehl hingerichtet wurde, oder auf den katholischen Bischof Clemens August von Galen, dem wegen seines Bischofsamtes, seiner Herkunft und seiner Popularität während des Krieges persönliche Verfolgungsmaßnahmen erspart blieben, wenngleich er wegen seiner Predigten gegen die Ermordung Behinderter bei den Nazi-Führern für die Zeit nach dem erhofften sogenannten „Endsieg“ ganz oben auf der „Abschussliste“ stand.

Inzwischen aber richtet sich das Interesse verstärkt auf kirchliche Persönlichkeiten mit nur regionaler Bedeutung, die von den Nazis verfolgt und umgebracht wurden. In mehreren katholischen Diözesen wurden im Jahr 2011 Priester selig gesprochen, die als Märtyrer verstorben sind. In Norddeutschland richtete sich die Aufmerksamkeit besonders auf die vier Lübecker Märtyrer, die katholischen Kapläne Johannes Prassek, Eduard Müller und Hermann Lange sowie den evangelischen Pastor Karl Friedrich Stellbrink. Sie hatten u.a. die Predigten des Bischofs von Galen verbreitet. Während der berühmte Bischof zunächst vom Nazi-Regime weitgehend unbehelligt blieb, wurden die vier Lübecker Geistlichen zum Tode verurteilt und am 10. November 1943 kurz hintereinander in Hamburg hingerichtet. Es war das erste Mal, dass sich evangelische und katholische Geistliche in gemeinsamen Aktionen gegen die Nationalsozialisten solidarisiert hatten. Diese ökumenische Form des Widerstands machte die vier Theologen aus nationalsozialistischer Sicht besonders gefährlich.

Zu Beginn des 21. Jahrhunderts gibt es eine neue Form der Christenverfolgung und des christlichen Martyriums. Sie spielt sich vor allem in einigen islamischen Ländern ab. Es sind nicht nur Aggressionen gegen den Westen als politisches System, wie sich in den Attentaten vom 11. September 2001 in New York und wenige Jahre später in Madrid und London zeigten, sondern auch eine Bekämpfung des Christentums, die in gezielten, oft spontanen Aktionen gegen einzelne Christen oder christliche Gemeinden zu Tage tritt. Christen werden privat oder beruflich diskriminiert, sie müssen ihren Beruf aufgeben oder ihr Heimatdorf verlassen. Christen und Muslime dürfen untereinander nicht heiraten, Muslime nicht zum Christentum konvertieren. Den Irak haben sehr viele Christen im vergangenen Jahrzehnt verlassen. In „Bethlehem im Lande Juda“ (Mt 2,6) ist der christliche Anteil an der Bevölkerung von 90% am Ende des 2. Weltkriegs auf 15% zurückgegangen. Wie die Zukunft der koptischen Christen in Ägypten aussehen wird, ist völlig ungewiss. Am schlimmsten sind zurzeit anscheinend die Verhältnisse in Nigeria und Pakistan. Die westlichen, zumindest traditionell christlich geprägten Länder lassen nur eine eher geringe Bereitschaft erkennen, um ihres Glaubens willen verfolgte Christen aufzunehmen, obwohl deren Integration und Inkulturation wegen des gemeinsamen christlichen Glaubens vergleichsweise unproblematisch wäre.

Johannes 16,5-15

(5) Jetzt aber ziehe ich mich zurück zu dem, der mich gesandt hat und keiner von euch fragt mich:

Wohin ziehst du dich zurück?

(6) Vielmehr, weil ich euch das gesagt habe, erfüllt Trauer euer Herz.

(7) Aber, ich sage euch die Wahrheit:

Dass ich weggehe, ist gut für euch.

Bliebe ich hier, käme der Paraklet nicht zu euch.

Wenn ich aber fortgehe, schicke ich ihn zu euch.

(8) Und wenn er kommt, wird er die Welt überführen und ihr zeigen, was Sünde ist, was Gerechtigkeit und was Gericht.

(9) Die Sünde besteht darin, dass sie nicht an mich glauben,

(10) die Gerechtigkeit darin, dass ich mich zum Vater zurückziehe und ihr mich nicht mehr seht,

(11) das Gericht darin, dass der Herrscher dieser Welt gerichtet wird.

(12) Noch viel habe ich euch zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht ertragen.

(13) Wenn aber jener kommt, der Geist der Wahrheit, wird er euch in die ganze Wahrheit leiten.

Er wird ja nicht aus sich selber reden,

vielmehr wird er sagen, was er hört,

und er wird euch das Kommende künden.

(14) Er wird meine Herrlichkeit aufstrahlen lassen, da er von dem, was mein ist, empfangen und es euch künden wird.

(15) Alles, was der Vater hat, ist mein.

Darum habe ich gesagt:

Von dem, was mein ist, wird er empfangen und es euch künden.

Liebe Gemeinde,

die Christenheit bekennet den Glauben an Gott den Vater, den Sohn und den Heiligen Geist, dessen Kommen sie an Pfingsten feiert. Der Heilige Geist, ein Kommender, ist in Bewegung. Er bewegt. Sein Wehen verändert die gesamte Situation, so wie der Trost die Trauer

verwandelt. Indem Jesus das Kommen des Parakleten, des Heiligen Geistes, ankündigt, beginnt dieser bereits sein Werk.

Der heutige Predigttext, der sehr gut zum heutigen Sonntag, eine Woche vor Pfingsten, und zu diesem Ort, der Waldkapelle „Zum ewigen Troste“, passt, ist den Abschiedsreden Jesu entnommen, die im Johannesevangelium einen recht breiten Raum einnehmen. In diesen Reden kündigt Jesus immer wieder den an, der, von ihm selbst und von seinem Vater geschickt, nach ihm kommen wird, den Parakleten. Paraklet heißt Tröster, Helfer, Beistand, Fürsprecher, Anwalt, Zeuge, Verteidiger vor Gericht. Das alles ist gemeint und noch mehr. Der Paraklet wird der ‚Geist der Wahrheit‘ genannt, er ist der Heilige Geist. Darum passt dieser Text gut auf den heutigen Sonntag, eine Woche vor Pfingsten.

Jesus verabschiedet sich vor seinem Kreuzestod von seinen Jüngern. Er weicht dem Ernst der Situation nicht aus, vielmehr spricht er die Gefühle an, von denen die Jünger bewegt sind: ‚Trauer erfüllt euer Herz.‘ Seine Abschiedsrede ist eine Trostrede. Der poetischen Sprache des Johannesevangeliums fehlt dogmatische Eindeutigkeit, doch könnten seine Worte, als Worte des Trostes, nicht treffender sein.

Trost, der gelingt, bringt dem, der getröstet wird, Klarheit. Diese Klarheit gibt ihm einen neuen Grund, von dem aus er Hoffnung schöpfen kann. Seine Zukunft liegt nun nicht mehr dunkel, sondern hell vor ihm. Seine Zukunft und die der Seinen, die seiner Sorge anvertraut sind.

Jesus sagt nicht: ‚Ich gehe jetzt den Weg zum Kreuz.‘ Oder: ‚Ich muss euch für immer allein lassen.‘ Er sagt vielmehr: ‚Ich ziehe mich jetzt zurück.‘ In dieser Ankündigung liegt ein Hinweis auf die Zukunft, der die Grenze des Todes durchscheinend macht, und damit ein Trost. ‚Ich ziehe mich zurück.‘ Ein Prozess wird ins Auge gefasst, kein abrupter Schnitt. Das Sich—Zurückziehen hat nicht unbedingt etwas Endgültiges an sich, zumal dann nicht, wenn der Scheidende, wie hier Jesus, mitteilt, wohin er sich zurückzieht, so dass, wer zurückbleibt, in Gedanken bei ihm verweilen kann. ‚Ihr seid traurig‘, so Jesus, ‚aber keiner von euch fragt mich: Wohin ziehst du dich zurück? Würdet ihr das fragen, wäre euch leichter ums Herz. Ich ziehe mich nämlich zu dem zurück, der mich gesandt hat. Dorthin gehe ich, wo ich hingehöre, wo ich zu Hause bin, wo mein Platz ist. Das sollt ihr wissen und das sollte euch darüber trösten, dass ich weggehe.‘

Würden die Jünger hier einwenden und sagen: ‚Aber was nützt das uns, dass wir dich bei deinem Vater in guten Händen wissen? Wir sind trotzdem allein, ohne dich‘, so würden sie damit zeigen, dass der Heilige Geist seine Arbeit des Tröstens in ihnen noch nicht vollendet hat. Dass sie noch immer durchdrungen sind von der Gewissheit, dass er nicht mehr da sein wird, dass sie ihn schmerzlich vermissen werden, dass er sie nicht mehr an der Hand nehmen wird. Aus diesem Meer der Trostlosigkeit aber rettet sie Jesus unerwartet, entwaffnend, geradezu provokativ mit den Worten: ‚Dass ich mich zurückziehe, ist gut für euch.‘

Und immer wieder neu ansetzend, teilweise auch sich wiederholend, entwickelt er die Paradoxie, dass es gut sein soll für die — in Trauer zurückgelassenen — Jünger, dass er geht. Möglich ist dieser Umschwung nur als ein Wunder, eine neue Schöpfung. Das Hinter—sich—lassen—Können der Trauer, das den Jüngern widerfährt, ist eine Erfahrung wider alles Erwarten. Dabei können sie nicht nur verstandesmäßig Ja dazu sagen, dass Jesus jetzt an seinem richtigen Ort ist, bei seinem Vater. Auch ihr Herz sagt es ihnen und sie erfahren es am eigenen Leibe. Das tröstende Wirken des Heiligen Geistes erfasst den ganzen Menschen, Leib, Seele und Geist, so, dass sich ein Weg, dass sich der Weg in die Zukunft in Klarheit öffnet. Es ist kein billiger Trost, den Jesu Abschieds— und Trostrede bewirkt. Jesus versucht nicht, seine

Jünger mit Worten über die Bitternis seines Abschieds hinwegzuträsten, sie zu überreden, gegen ihr inneres Gefühl doch, bitte, fröhlich sein zu wollen. Er behauptet nicht lediglich: ‚Dass ich mich zurückziehe, ist gut für euch‘. Er stellt diese Worte auf einen festen Grund, nämlich auf seine Ankündigung des Parakleten.

Jesus sagt:

‚Wenn ich fortgehe, schicke ich ihn zu euch.‘

Der Heilige Geist kommt, wenn Jesus gegangen ist. Dass dieser Wechsel von Jesus zum Heiligen Geist gelingt, liegt daran, dass der Heilige Geist, der Tröster, genau der ist, den die Jünger brauchen. Der Heilige Geist bietet den Jüngern etwas, das Jesus, als auf Erden in ihrer Gemeinschaft Wandelnder, ihnen nicht oder nicht mehr bietet. Darum sagt er: ‚Dass ich weggehe, ist gut für euch. Blicke ich hier, käme der Paraklet nicht zu euch.‘

Das heißt:

‚Der Paraklet, der Heilige Geist, der Geist der Wahrheit, ist gut für euch. Er kommt aber nur, wenn ich gehe. Darum gehe ich.‘

‚Der Trost, den er euch spenden, der Beistand, den er euch leisten wird, besteht darin, dass er die Welt überführen und ihr zeigen wird, was Sünde ist, was Gerechtigkeit und was Gericht.‘

Sünde, das Verfehlen des richtigen Weges, was das ist, darüber wird der Heilige Geist Klarheit schaffen, und zwar nicht etwa so, dass ihr merken werdet, was ihr alles falsch gemacht habt - davon ist hier nicht die Rede -, sondern im Hinblick auf die Zukunft. Der Welt wird sich der Unterschied des Richtigen und des Falschen offenbaren. Die Welt wird überführt werden, die Welt wird es merken, also nicht etwa nur ihr in eurem Raum. Mit der Hoffnung darauf tröstet auch der Heilige Geist. Mit einer Hoffnung, die sich gegen die heil- und ausweglosen Entwicklungen stemmt, diese überhaupt erst als solche kritisch wahrnimmt und ihre Wende bewirkt. Was dauern kann. Es bedarf der Geduld, die an der Hoffnung festhält.

Der Heilige Geist, der Tröster, wird der Welt zeigen, was kommen wird, nämlich das Gericht, in dem der Herrscher dieser Welt gerichtet wird. Tröstlich ist das Gericht, denn es schafft heilsame Klarheit, durch ein Urteil nicht der Rache, sondern der Wahrheit, das dem Herzen gut tut. In eins aber mit dem Gericht, so sagt Jesus, wird er, der Geist der Wahrheit, euch in die ganze Wahrheit leiten und er wird meine Herrlichkeit aufstrahlen lassen.

Diese angekündigten Taten des Parakleten sind gewaltig. Wer kann sie vollbringen? Ist nicht der Tröster und Beistand, der Geist der Wahrheit, den Jesus in seiner Rede ankündigt, in Wirklichkeit er selbst? Die Frage wird offen gelassen. Die anspielungsreiche Sprache des Johannesevangeliums verweigert hier eine eindeutige Antwort. Die Entsprechungen zwischen Jesus, seinem Vater und dem Parakleten sind sehr eng. Vielleicht kann der Paraklet darum erst kommen, wenn Jesus gegangen ist, weil Jesus selbst der Paraklet ist. Beide finden nicht nebeneinander Platz, sondern nur im gegenseitigen Austausch und Wechsel.

An einer Stelle seiner Abschiedsreden sagt Jesus nämlich:

‚Wenn jemand mich liebt, wird er mein Wort halten und mein Vater wird ihn lieben und wir (also mein Vater und ich) werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen.‘¹

Und wenige Verse zuvor sagt er:

„Wenn ihr mich liebt, werdet ihr meine Gebote halten und ich werde den Vater bitten, und er wird euch einen anderen Parakleten geben, damit er in Ewigkeit bei euch sei, den Geist der Wahrheit, [...]“².

Indem Christus diesen Geist als den anderen Parakleten ankündigt, bezeichnet er auch sich selbst als Parakleten. Christus ist der eine Paraklet, der Geist der Wahrheit der andere. Beide sind Tröster, Helfer, Beistand. In dieser Funktion sind sie eins und doch zu unterscheiden. Der Vater, der Sohn und der Geist der Wahrheit, der Tröster, sie werden bei denen sein und Wohnung bei denen nehmen, die Jesus lieben und die, aus dieser Liebe heraus, vermöge der Kraft dieser Liebe, seine Gebote halten. In solchen Gedanken kündigt sich die Lehre von der Dreieinigkeit an, die als solche im Neuen Testament noch nicht entwickelt ist, die Lehre von den drei göttlichen Personen, die eins sind und doch zu unterscheiden, deren nach außen, auf die Schöpfung der Welt und auf ihre Geschichte, auf die erlösungsbedürftige Menschheit hin gerichteten Werke aber ungeschieden sind und nicht einer der göttlichen Personen allein zugeordnet werden können.

Grund und Voraussetzung für das wunderbare Einwohnen des göttlichen Geistes der Wahrheit, des Trösters und Helfers, in uns ist die Liebe zu Christus. Wir haben Christus nicht im Besitz. Er hat sich ja zu seinem Vater zurückgezogen, sich uns damit entzogen und damit ein Beispiel gegeben der Liebe, die dem Geliebten gegenüber keine Ansprüche geltend macht. Christus lieben heißt sich seiner Stimme öffnen, ihre innere Evidenz erfahren und so fähig zu werden, zu tun, was er sagt. „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, tut wohl denen, die euch hassen“, „Selig sind die Trauernden, denn sie sollen getröstet werden. Selig sind die Sanftmütigen. Selig sind, die hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden. Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen. Selig sind, die reinen Herzens sind.“ Was ein reines Herz ist und was ein unreines, wir erfahren es durch das Wirken des Heiligen Geistes als Trost in einem heilsamen Prozess, der manchmal lang sein kann und schmerzlich. Was seine Stimme uns in unserem Inneren mitteilt, wir wissen das sehr wohl. Vor dieser seiner Stimme können wir nicht davonlaufen. Unserem ganzen Menschen, unserem Leib, unserer Seele und unserem Geist zeigt sie den inneren Zusammenhang auf zwischen der Liebe zu Christus, dem Halten seiner Gebote und dem Geschenk des Geistes, der kommt, uns zu trösten, uns beizustehen und als Geist der Wahrheit bei uns Wohnung zu nehmen.

„Noch viel habe ich euch zu sagen, aber ihr könnt es jetzt nicht ertragen.“ Der Trost ist der Zeit und der Situation angemessen. Wer Trost erfährt, vernimmt das, was er braucht, nicht zu viel und nichts, das er nicht aushalten könnte. Der Getröstete aber lebt in der Zuversicht auf das noch Ungesagte, das noch nicht Erschaute hin, aus dessen Raum er die Stimme, das Leuchten des Trostes vernahm, in der Hoffnung, dass ihm mehr geschenkt werden wird als er verlor. Dieses Umschlagen von der Trostlosigkeit zum wahren Trost ist kein Naturgesetz. Nicht auf jedes Tief folgt zwingend ein Hoch. Die Lähmung, das Versinken in auswegloser Traurigkeit, im Schmerz über einen unersetzlichen Verlust ist menschliche Wirklichkeit. Die Rettung, der Trost kommt allein als Geschenk.

Das Johannesevangelium gilt als das Evangelium des Geistes. Ihm wurde in der Auslegungstradition der Adler zugeordnet, der sich in die Lüfte erhebt und der Sonne zustrebt, während sich für die drei anderen Evangelien die Zuordnung erdgebundener Symbolwesen durchgesetzt hat: Mensch, Löwe und Stier. Die adlergleichen Höhenflüge des Johannesevangeliums aber künden von jenem Überschwang des Trostes, der das Wesen des Heiligen Geistes Gottes ist. Amen.

² Jh 14,15-16.

Johannes „der Vorläufer“ und Jesus

Matthäus 11:2-6

Der deutsche Papst hat als Theologieprofessor ein neues Buch über Jesus geschrieben. Das haben andere Theologen vor ihm schon versucht. Bei Jesus faszinieren Person und Wirkung, aber beide Aspekte sind nicht voneinander zu trennen. Im Blick auf seine Wirkung sagen wir im apostolischen Glaubens-Bekenntnis „Gottes Sohn“. Das nizänische Bekenntnis sagt zusätzlich: „wahrer Gott vom wahren Gott,...eines Wesens mit dem Vater“.

Das zu erklären – dafür reicht kein Buch, obwohl der Versuch schon wertvoll ist, nach dem historischen Jesus zu fragen. Damit können wir nämlich zugleich unserer Zeit den Jesus des Glaubens möglichst nahe vor Augen stellen.

Heute möchte ich Sie mitten in diese Glaubensaussage führen, aber auf einem abkürzenden Weg, indem wir uns gleichsam an die Seite des historischen Jesus zu stellen versuchen, und zwar genau zwischen ihn und seinen theologischen Lehrer Johannes. Der predigtähnliche wie etwas später Jesus, und er hat neben vielen anderen auch Jesus getauft. Wir nennen ihn deshalb den Täufer. Orthodoxe Christen nennen ihn mit einem Vergleich zu Jesus den Vorläufer. Wir wollen also zuerst einmal ganz historisch vom Täufer oder Vorläufer auf Jesus blicken.

Die Texte über Johannes sind durch Markus überliefert und zusätzlich in der ebenfalls uralten Quelle von Sprüchen Jesu enthalten, drittens zusätzlich bei Lukas und separat im Johannesevangelium überliefert. Wir kennen somit vier eigene Textsammlungen, die mit Erzählungen in unsere vier Evangelien und die Apostelgeschichte eingeflossen sind. Es gibt zu Johannes also eine sehr gute Überlieferung, aber sie ist eingepasst worden in die jeweilige Theologie der Evangelienverfasser. Darauf müssen wir achten. Etwas an der historischen Gestalt des Johannes hat gestört und mußte theologisch umgearbeitet werden. Die Evangelisten legen der Gestalt Johannes also ihre eigene, rückblickende Bewertung zugrunde. Sie schreiben nicht in historischer sondern in theologischer Absicht für kirchliche Leser ihrer späteren Zeit.

Historisch gut erkennbar ist die Geburt des Johannes als Sohn der Priesters Zacharias und der Priestertochter Elisabeth spätestens im Jahre 4 vor unserer Zeitrechnung. Allerdings dürften die erzählenden Texte zu seiner Geburt bei Lukas im Kreise späterer Täufergemeinden legendär entstanden sein. Lukas hat sie dann präzisiert zum besseren Verständnis des göttlichen Wesens in Jesus. Johannes ist dann etwa im Jahre 28 erstmals öffentlich aufgetreten (Lk 3:1). Wohl zwei Jahre lang wirkte er als Bußprediger und Täufer in der Wüste am Jordan, wurde dann gefangengesetzt und enthauptet. Er hatte als Prophet den Wechsel der Ehefrau des Vizekönigs als einen Ehebruch verurteilt. Johannes sah sich als Symbol wie einen wiedergekommenen Elia, der die Menschen auf das Kommen des Messias vorbereitet. Ein solcher Elia wurde in religiösen Kreisen erhofft und erwartet. Zu seinen Schülern gehörte auch Jesus.

Wenn wir uns in jene Zeit versetzen, hören wir Johannes predigen vom Kommen des Messias im Endgericht. Er kündigt uns Heil an, aber nur für die Frommen und Reinen. Auf alle Sünder wartet Unheil. Deshalb ruft er auch uns zur Umkehr, zur Buße auf. Er bietet an, diese innere Umkehr im Jordan zeichenhaft zu vollziehen. Es steht also auch etwas Positives hinter seiner

Bußpredigt, nämlich das in der jüdischen Apokalyptik erwartete Gottesreich. So hat die Johannestaufe endzeitliche Reinigungskraft. Das ist neu damals. Es ist weit mehr als die bloß kultische Reinigung vor einem Übertritt zum Judentum. Johannes bestreitet sogar, daß seine jüdischen Gegner in religiöser Hinsicht Kinder Abrahams seien (Mt 3:9). Er behauptet: Nur meine endzeitliche Taufe macht aus Sündern das wahre Gottesvolk der Endzeit. Theologisch weist Johannes damit auf Jesaja (35:8) und auf Deuteriojesaja (52:1) zurück.

Jetzt sind wir in unserem Zeitsprung an der Veranlassung unseres biblischen Textes angekommen. Johannes ist im Gefängnis, und er schickt aus seinem beachtlichen Schülerkreis Jünger zu Jesus. Im Neuen Testament finden wir sogar zwei Namen von Johannesjüngern (Joh 1:40 und Apg 18:24f). Johannes fragt nach dem Selbstverständnis Jesu. In der Linie seiner eigenen Verkündigung konnte Johannes sich wohl nicht vorstellen, daß in Jesus der angekündigte Messias schon wirken könnte.

Wir lesen in Mt 11:2-6: Als aber Johannes im Gefängnis von den Werken Christi hörte, sandte er seine Jünger und ließ ihn fragen: Bist du es, der da kommen soll, oder sollen wir auf einen anderen warten?

Jesus antwortete und sprach zu ihnen: Geht hin und sagt Johannes, was ihr hört und seht: Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, Tote stehen auf, und Armen wird das Evangelium gepredigt, und selig ist, wer sich nicht an mir ärgert.

Ich halte es für möglich, daß Johannes ein Kommen des Messias als Menschensohn erwartete, und daß zweitens Jesus zu diesem Zeitpunkt sein eigenes Wirken schon als die Einwirkung des kommenden Messias „als Menschensohn“ verstanden hat. Jesus kann dies gegenüber seinen Jüngern gesagt haben, sodaß diese theologische Aussage über Johannesjünger den Täufer im Gefängnis erreicht hätte. Von Johannes kommend, stehen wir gedanklich jetzt vor Jesus mit der Frage des theologischen Vergleiches. Wir sehen viele Ähnlichkeiten. Beide verkündigen das nahe Gottesreich. Es gibt eine Nähe beider Schülerkreise, und beide hatten ein gewaltsames Todesgeschick. Waren etwa beide nur endzeitliche Prophetengestalten? War der Lehrer Johannes wichtiger oder sein Täufling Jesus? Wer konnte die Menschen näher zum Gottesreich führen? Unser Text zeigt: Es gab ein Miteinander, aber auch eine Konkurrenz eigener Akzente. Wenn wir heute zurückblicken, kommt hinzu: Nach den Auferweckungserfahrungen zu Ostern nahm die Überzeugungskraft der Jesus-Nachfolger zu. Es wurden Johannes-Gemeinden in die Kirche aufgenommen, aber es wurden nicht alle Johannes-Jünger überzeugt. Sie mußten sich entscheiden, zu Johannes oder zu Jesus zu gehören (Beispiele: Apg 18:24-28 und 19:1-7). Die Johannes-Gemeinden setzten Bußpredigt und Reinigungstaufe fort, aber die Christus-Gemeinden betonten den Wendepunkt der Auferweckung. Sie taufte „auf Jesus Christus“ (Rö 6:3) oder „auf den Namen Jesu Christi“ (Apg 2:38) und auch „auf den Namen der Dreieinigkeit“ (Mt 28:19). Spätere Theologen der Kirche können rückblickend Johannes sogar Worte in den Mund legen, daß Jesus der Größere sei (Mt 3:14f; Joh 1:20f und 3:28), und in späterer Sicht deutet man leicht die Aussage des Johannes vom endzeitlichen Feuersturm um in einen Hinweis auf den Heiligen Geist (Mk 1:7f u.v.a.). Auf diese Art wurde der große Endzeitprophet theologisch eingeordnet als Vorläufer Jesu. Und man sagt: Jesus erst hat seinen Impuls weitergeführt zum geschichtlichen Ziel.

Tatsächlich zeigt sich bei Jesus eine eigene theologische Zuspitzung, die unser Text ausdrückt: Blinde sehen und Lahme gehen, Aussätzige werden rein und Taube hören, Tote stehen auf und Armen wird das Evangelium gepredigt. Das sind Zeichen, die sagen: Gottes Reich beginnt schon jetzt mit Jesus. Die Zuspitzung liegt nicht mehr bei einer vorbereitenden Buße. Jesus selbst ist die Tür in das beginnende Gottesreich. Er lädt Arme ein und besonders Sünder. Er bietet in seinen Mahlen symbolisch Gemeinschaft mit Gott. Das ist eine ganz neue Dimension.

Stünden wir also am historischen Ort zwischen Johannes und Jesus, hätten wir genau diese Wahl. Wir würden fragen: Wer von beiden bringt mich näher zum Heil Gottes? Was ist das Heilende in der Verkündigung des Johannes, und was bei Jesus? Ist es Buße und Reinigung für den richtenden Messias? Oder ist es Anteilhabe am Kreuz und an der Auferweckung Jesu? Folge ich der Einladung in Gottes wachsendes Reich, das mit Jesus hier beginnt? Das sind schon große Unterschiede beider Wege. Bis heute finden wir beide Wege in den religiösen Bräuchen der Menschen.

Jene historische Entscheidung zwischen Johannes und Jesus ist also gar nicht vergangen oder überholt. Ähnliche Fragen stellen sich bis heute: Buße und Reinigung für Gott, oder Nachfolge auf die Einladung Jesu in die Vergebung und in den Neuanfang des wachsenden Gottesreiches? Das war zum Beispiel die innere Entscheidung Luthers als Mönch bei seiner Suche nach Gerechtigkeit vor Gott. Auch heute ist religiös umstritten: Bereite ich mich auf das Heil vor, um rein vor Gott treten zu können, oder folge ich der sehr personbezogenen Einladung Jesu, die immer als erstem Schritt mit Gottes Liebe und Vergebung beginnt?

Diese Lebensfrage, wie wir sie zwischen Johannes und Jesus betrachtet haben, mit der von Matthäus formulierten Antwort Jesu enthält bis heute einen Hinweis für uns: Tote stehen auf und Armen wird das Evangelium gepredigt –selig ist, wer diesem Jesus folgen will! Denn in seiner Nachfolge liegt Heil. Im Hören auf sein Wort, im Glauben seiner Auferweckung werden wir unser Heil finden. Seine Sendung als Sohn Gottes bringt Heilung für Beladene, für Leidende, für Ausgegrenzte. Auch für unser Leben liegt Heilung bereit, für heute und für morgen, in Krankheit – nicht immer von Krankheit – und in Ängsten, Heil auch in Einsamkeit und Schwäche. Heilende Umkehr aus Irrtum oder Stolz sind auch gemeint. Der Jesusglaube ist Anfang unserer Heilung. Mit Gottes Reich wachsen auch uns neue Kräfte zu. Sie wirken für uns, und sie strahlen aus auf andere, denen wir nahestehen oder noch begegnen werden.

Über die Verfolgung der Christen

Liebe Gemeinde,

nach Auskunft im Internet (Erhebung von 2008) werden weltweit 250 Millionen Christen verfolgt, Tendenz steigend. Das gleiche gilt auch für den weltweiten Antisemitismus. Resolutionen gegen Israel in der UNO liegen zahlenmäßig weit über dem Durchschnitt anderer Staaten.

Was sagte Jesus?

„Gedenkt an das Wort, das ich euch gesagt habe: Der Knecht ist nicht größer als sein Herr. Haben sie mich verfolgt, so werden sie euch auch verfolgen; haben sie mein Wort gehalten, so werden sie eures auch halten“ (Joh 15:20).

Und er nennt auch gleich den Grund:

„Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb. Weil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich euch aus der Welt erwählt habe, darum hasst euch die Welt“ (Joh 15:19).

Wir sind in Feindesland. Satan ist der Fürst dieser Welt (Joh 14:30). Und der Seher Johannes sagt im Namen Jesu, dass Satan auf die Erde geworfen wird: „und weiß, dass seine Zeit zu herrschen begrenzt ist und (deshalb) hat er eine große Wut“ (Offb 12:12)

Nachfolge Jesu hat Konsequenzen für Zeit und Ewigkeit. Bevor Jesus über diese Konsequenzen spricht, spricht er mit seinen Jüngern über die Liebe Gottes, denn diese ist „Das Band der Vollkommenheit“ (Kol 3:14).

Wir sind in dieser Liebe geborgen. Deshalb sagt der Herr: „In der Welt habt ihr Angst. Aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden“ (Joh 16:33).

Jesus macht von Anfang an deutlich, dass Nachfolge ein Weg ist, ein „schmalere Weg“. Aber das Band der Liebe gibt uns die nötige Geborgenheit.

Jeder Weg hat eine Begrenzung, sonst wäre es Weglosigkeit oder gar Ausweglosigkeit.

Denken Sie an die Autobahn, da sind deutlich erkennbare Leitplanken, die den Weg begrenzen. Die Mitte ist nicht markiert.

Die Autobahn war für mich vor vielen Jahren einmal ein gutes inneres Bild für den Weg der Nachfolge. Auf dem Weg der Nachfolge gibt es äußere Begrenzungen: die für alle verbindlichen Gebote, Gesetze und innerhalb dieser gibt es Freiräume der Liebe.

So hat der Weg des Glaubens für jeden, der ihn geht, eine Außenseite (=Leitplanken), da sind die Verbindlichkeiten, die wir eingehen, wenn wir Jesus nachfolgen.

Und es gibt auch eine Innenseite (Gottes persönliches Wort, seine Weisungen, seine Liebe).

So hat auch die Verfolgung eine Außenseite (Zerstörung der Kirchen) und eine Innenseite (Zerstörung der Botschaft).

So schreibt Petrus in seinem zweiten Brief über den Apostel Paulus:

„die Geduld unseres Herrn erachtet für eure Rettung, wie auch unser lieber Bruder Paulus nach der Weisheit, die ihm gegeben ist, euch geschrieben hat. „Davon redet er in allen Briefen, in denen einige Dinge schwer zu verstehen sind, welche die Unwissenden und Leichtfertigen verdrehen, wie auch die anderen Schriften, zu ihrer eigenen Verdammnis“ (2 Petr 15-16).

Christen sind dem Gebot der Liebe verpflichtet, verfolgen niemanden. Aber warum werden sie so verfolgt?

Es gibt eine zentrale Wurzel der Verfolgung und Ablehnung der an Jesus Christus gläubigen Jünger.

Es ist die Andersartigkeit, das Unbekannte, alles was nicht dem Durchschnitt entspricht, dem was „man“ denkt und tut, was unverständlich, unlogisch erscheint. Dem Verstand („den Griechen“) ist der Glaube, insonderheit „das Kreuz“ eine Torheit (1 Kor 1:23).

Was nicht der Norm entspricht, wird mit Argwohn betrachtet, kritisiert, abgelehnt, psychologisch „erklärt“, verlästert, verfolgt. Es gibt zu diesem Sachverhalt ein gutes Beispiel aus der „Vergleichenden Verhaltensforschung“.

Wenn man Möwen, die im sozialen Verband leben, einfängt und eine Möwe dieses Verbandes mit roten Farbtupfen an den Flügeln versieht, macht man sie zum Außenseiter, und sie wird attackiert. Daran kann man erkennen, dass die Andersartigkeit nicht nur bei Menschen zu einem Problem werden kann (Ausländer-Problematik). Dieses Phänomen hat tiefe Wurzeln in der Phylogenese sozial lebender Tiere.

Wenn mit der Andersartigkeit noch Privilegien verbunden sind, kommt zusätzlich Neid ins Spiel. Die Ablehnung eskaliert und kann tödlich enden: „Aus Neid riefen sie <Kreuzige!>“ (Mk 15:10).

Die Christen haben wahrlich ein Privileg empfangen, das sich kein Mensch nehmen kann: „Ihr seid gestorben und euer Leben ist verborgen mit Christus in Gott“ (Kol 3:3). Ich spreche hier von Christen, der Definition nach „Jünger Jesu“ (Apg 11:26).

Paulus hat diese Wahrheit auf den Punkt gebracht: „unser Bürgerrecht aber ist jetzt schon im Himmel, woher wir auch erwarten den Heiland, den Herrn Jesus Christus“ (Phil 3:20)

Wer sein Leben Jesus übergibt, erlebt zunehmend einen Raum angstfreier Geborgenheit. Das ist der Freiraum der Liebe, die bleibt (1 Kor 13!). Dieser innere Raum ist ein Raum des Vertrauens.

Glaube ist Vertrauen in Gott als „**Unser Vater**“. Das ist der Name Gottes von alters her (Jes 63:26)

Durch Gottes Güte können wir durch den Heiligen Geist diese Wahrheit alltäglich erfahren und können so von Herzen sagen: „Abba, lieber Vater!“ Wir sind Kinder des Allerhöchsten. Und diese Beziehung ist sozusagen alltagstauglich. Da hat jeder Christ seine ganz persönlichen Erfahrungen.

Ich habe einmal spontan (aus einem Inneren Impuls, also nicht „mechanisch“) mit meiner Frau zusammen Jesus um Weisheit gebeten (gemäß Jak 1:5) für einen Monteur, der nach über einer Stunde Fehlersuche im Begriffe war aufzugeben.

Ich hatte gerade „Amen“ gesagt, da hörte ich die Schritte des Monteurs und den Ausruf: „Jetzt habe ich den Fehler.“ Ja, Gott ist gut und Jesus ist wunderbar!

Gott ist nicht unser <Wunscherfüller, aber unser Vater, dem wir alles sagen können.

Wir gehören in sein Reich, und unterstehen seiner Führung:

„Wenn aber jener, der Geist der Wahrheit kommen wird, wird er euch in alle Wahrheit leiten. Denn er wird nicht aus sich selber reden; sondern was er hören wird, das wird er reden, und was zukünftig ist, wird er euch verkündigen.

Er wird mich verherrlichen: denn von dem Meinen wird er's nehmen und euch verkündigen.

Alles, was der Vater hat, das ist mein. Darum habe ich gesagt: Er wird's von dem Meinen nehmen und euch verkündigen“ (Joh 16:13-15)

Das hat nicht nur Konsequenzen für unser Leben hier und jetzt, heute und morgen. Es hat vor allen Dingen Konsequenzen für unser Sterben und das Danach.

Der Apostel Paulus hat es auf den Punkt gebracht:

„Christus ist mein Leben, Sterben ist mein Gewinn“ (Phil 1:21)

Das ist der Gipfel der Privilegien unserer Erwählung. Und hinsichtlich dieser Position erlebt man manches Kopfschütteln und Unverständnis auch im Raum der Kirche. Das erfuhr ich schon nach meiner Bekehrung. Ich war damals 24 Jahre, und doch hatte ich oft das Lied gesungen oder gepfiffen:

„Wenn nach der Erde Leid, Arbeit und Pein ich in die „Goldenen Gassen“ zieh ein, dann wird Jesus allein Grund meiner Freude und Anbetung sein.“

Und noch heute ist es „mein Lied“, und das nicht aus Resignation!

Dieser Status der Kindschaft ist der Angriffspunkt der Finsternis. Der Böse versteht Zweifel zu säen an der Kindschaft/Sohnschaft zu Gott.

Hier lag auch der zentrale Punkt der Versuchung Jesu (Mt 4):

„Bist Du Gottes Sohn?“ war die provokative Frage des Bösen, und die Aufforderung, den Beweis der Sohnschaft öffentlich zu erbringen: Das gilt auch für anderen Versuchungen des Herrn durch Satan. Am Kreuz war dann die letzte Provokation: „Bist Du Gottes Sohn, so steige herab“ (Mt 27:40).

Die oft versteckten Angriffe auf unseren inneren Weg der Nachfolge kommen vom menschlichen Denken. Sie betreffen (nach Mt 4) das:

Haben-Wollen//Gelten-Wollen//Herrschen-Wollen ohne Kreuz.

Im menschlichen Denken steht der Mensch mit seinen Bedürfnissen im Mittelpunkt. Und menschliches Denken ist eben nicht geistliches Denken, und das ist wie ein Gegenwind auf **dem** Weg der Nachfolge. Für dieses menschliche Denken gibt es immer wieder Beispiele in der Schrift. Ich nenne nur wenige:

Petrus und Jakobus bitten den Herrn um Minister-Posten in Seinem Reich. Der Herr weist sie zurück und verweist auf seine Leiden. Und als Jesus konkret über seine Leiden spricht, fährt Petrus den Herrn an und sagt: „das widerfahre Dir nur nicht!“ Jesus weist Petrus zurück und bescheinigt ihm sein menschliches Denken (Mt 26:22).

Tod des Lazarus: „Wärest du hier gewesen“; auch das ist menschlich gedacht. Jesus wartete auf die Weisung des Vaters.

Eine Frau ruft enthusiastisch:

„Selig die Brüste, an denen Du gesogen hast.“ Auch das ist menschlich, gefühlt und gedacht. Der Herr weist diese Begeisterung zurück und verweist diese Frau auf „**Das Wort**“, indem er sagt:

„Ja, selig sind, die das Wort Gottes hören und bewahren“ (Lk 11:27-28).

Er weist von sich selbst weg auf „das Wort“. **Er ist DAS WORT.**

Nun möchte das auch für uns gelten!

„Alle Seine Worte werden Wahrheit sein.“

Shalom

Als Ausgangspunkt für die heutige Predigt möchte ich einige Abschnitte aus der Genesis (2, 4B ff. wählen. Es ist eine gekürzte Version des 2. Schöpfungsberichtes, der den Bibelwissenschaftlern zufolge die ältere Version ist:

2,4B-9: Am Tage, da Jahwe Gott Erde und Himmel machte, gab es auf der Erde noch kein Gesträuch des Feldes und es wuchs noch keinerlei Kraut des Feldes. Denn Jahwe Gott hatte noch nicht auf die Erde regnen lassen und der Mensch war noch nicht da, um den Erdboden zu bebauen. Da stieg eine Flut von der Erde auf und tränkte die ganze Fläche des Erdbodens. Dann bildete Jahwe Gott den Menschen aus Staub von dem Erdboden und blies in seine Nase einen Lebenshauch. So wurde der Mensch ein lebendes Wesen. Jahwe Gott pflanzte einen Garten in Eden, im Osten, und setzte dahinein den Menschen, den er gebildet hatte. Und Jahwe Gott ließ aus dem Erdboden allerlei Bäume hervorwachsen, lieblich anzusehen und gut zu essen, den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen.

2,15-17: Jahwe Gott nahm den Menschen und setzte ihn in den Garten Eden, damit er ihn bebaue und bewache. Und Jahwe Gott gab dem Menschen dieses Gebot: „Von allen Bäumen des Gartens darfst du essen. Von dem Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen aber darfst du nicht essen. Denn an dem Tage, da du davon issest, musst du sicher sterben.

3,1-7: Die Schlange war listiger als alle Tiere des Feldes, die Jahwe Gott gemacht hatte. Sie sprach zu dem Weibe: „Hat Gott wirklich gesagt: Ihr dürft nicht von allen Bäumen des Gartens essen?“ Das Weib antwortete der Schlange: „Von den Früchten der Bäume des Gartens dürfen wir essen. Nur von den Früchten des Baumes, der mitten im Garten steht, hat Gott gesagt: Ihr sollt nicht davon essen und nicht daran rühren, damit ihr nicht sterbet.“ Darauf sprach die Schlange zu dem Weibe: „Keineswegs, ihr werdet nicht sterben, vielmehr weiß Gott, dass an dem Tage, da ihr davon esset, euch die Augen aufgehen und ihr sein werdet wie Götter, die Gutes und Böses erkennen.“ Das Weib sah, dass der Baum gut zu essen wäre und lieblich anzusehen und begehrenswert, um Einsicht zu gewinnen. Und sie nahm von seiner Frucht und aß und gab davon auch ihrem Manne, der bei ihr war und er aß. Nun gingen beiden die Augen auf, und sie erkannten, dass sie nackt waren. Deshalb flochten sie Feigenblätter zusammen und machten sich Schurze.

Ich habe diesen seltener gehörten Schöpfungstext ausgewählt, weil er in prägnanter Weise das Verhältnis des Menschen zu der Schöpfung darstellt. Darüber, dass diese Schöpfungserzählungen aus dem Alten Testament keine Aussagen über historische Vorgänge sind, muss man heute kein Wort mehr verlieren. Wir können sie jedoch lesen und hören als Aussagen über das Verhältnis von Gott, Mensch und Schöpfung und sie auf uns beziehen als eine Geschichte von der Welt, wie sie hätte sein sollen, und wodurch sie so anders geworden ist.

Die Schöpfung ist in dieser Erzählung ein Garten, ganz und gar bezogen auf den Menschen und um seinetwillen geschaffen: für ihn zu Freude „lieblich zum Anschauen“ und zum Lebensunterhalt „gut zur Nahrung“ heißt es. Der Mensch selbst ist gleichsam doppelt in seinem Ursprung: er ist gebildet aus dem Staub der Ackerscholle, genauso wie die Tiere, die Gott für ihn später erschafft. Was ihn aber von ihnen unterscheidet, ist der Odem des Lebens, den Gott in seine Nase bläst. Der andere Schöpfungsbericht wird entsprechend von der Erschaffung des Menschen nach Gottes Bild sprechen. Der Mensch gehört also gewissermaßen zwei Bereichen an: Was teilen wir nicht alles mit der uns umgebenden Natur? Wir sind dem Werden und Vergehen unterworfen, so wie alles Lebendige auf dieser Welt auch, wir haben Hunger und Durst, wir können frieren und leiden unter der Hitze wie alle anderen Lebewesen um uns, ja sogar in unserem Verhalten hat man Entsprechungen zur Tierwelt gefunden. Als von Gott Geschaffene und Gewollte sind wir in gewisser Weise Brüder und Schwestern alles Lebendigen, so wie Franz von Assisi in seinem Lobpreis, dem Sonnengesang alle Natur mit „Bruder“ oder „Schwester“ anspricht. Es ist die Anerkennung unseres Geschaffenseins, die Anerkennung der Tatsache, dass wir unser Leben nicht von uns selbst haben und es eines Tages auch wieder zurückgeben müssen. Und dennoch stellt der Schöpfungsbericht den Menschen zugleich auch über die Schöpfung: Garten und Tiere sind um des Menschen willen geschaffen, den der göttliche Odem des Lebens vor ihnen auszeichnet. Die Schöpfung ist von Gott gewollt, um den Menschen durch ihre Schönheit zu beglücken - das wird sogar zuerst genannt! - und um sein Leben zu erhalten. Der Auftrag des Menschen ist es, diesen Garten zu bebauen und zu erhalten, wie es im Schöpfungsbericht heißt, um ihn in seiner Schönheit und seiner lebenswichtigen Funktion für den Menschen zu bewahren. Das war und wäre die Aufgabe des Menschen. Dass die Menschheit im Lauf der Geschichte und ganz besonders im letzten Jahrhundert und heute, sich dieser Bestimmung verweigert hat und verweigert, muss wohl gar nicht mehr ausgesprochen werden.

Die Erzählung vom Sündenfall kann vielleicht auch einen Kommentar dazu geben: Gott beschenkt den von ihm geschaffenen Menschen mit diesem wunderbaren Garten und setzt ihn

als seinen Hüter ein. Zugleich aber setzt er ihm Grenzen – alles steht ihm für seine Bedürfnisse zur Verfügung, nur vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse darf er nicht essen. Der Sündenfall besteht in der Überschreitung dieser Grenze, nicht Not noch irgendwelche Bedürfnisse treiben den Menschen dazu, die ihm gesetzten Grenzen zu überschreiten. Nein, es ist der Wunsch, die Grenzen der Geschöpflichkeit zu sprengen, zu sein wie Gott, und der zu hütende Garten mit seinem Baum muss diesem Wunsch dienen. aber das Ergebnis dieser Überschreitung der Grenze ist nicht die erhoffte Gottgleichheit, die Folge ist vielmehr die Erkenntnis nackt zu sein und die Scham darüber. Man bringt dies meist mit dem Bewusstwerden der Sexualität in Zusammenhang. Ich meine aber, dass Nacktheit hier in einem umfassenderen Sinn gemeint ist: Die Scham über die Nacktheit ist die Scham darüber, mit einem Teil seiner Existenz dem Bereich aller lebenden Geschöpfe anzugehören und seinen Gesetzen unterworfen zu sein, oder um in den Worten des Schöpfungsberichtes zu sprechen: aus „dem Staub des Ackerbodens“ gemacht zu sein. Der Mensch ist nicht mehr Teil der Natur, er will sie zu seinen Zwecken nützen und muss immer wieder entdecken, dass er doch selbst Teil dieser Natur ist, sie in sich trägt. Was ursprünglich Einheit war, ist zerrissen und das Gleichgewicht zwischen dem naturhaften und dem göttlichen Anteil des Menschen ist zerstört, weil er sein wollte wie Gott. Und dadurch hat der Mensch auch die Fähigkeit verloren, der Hüter des von Gott geschaffenen Gartens zu sein und wird verjagt. Und seither ist der Mensch immer wieder auf der Suche nach dieser Einheit, ohne sie je ganz erreichen zu können, er findet das Gleichgewicht nicht mehr, betrachtet sich nur noch als Naturwesen - Sie kennen das Buch „Der nackte Affe“ zumindest vom Titel her - oder er wiederholt den Aufruhr gegen seine Stellung in der Schöpfung, indem er sich über sie stellt und sie zu seinen Zwecken missbraucht statt sie zu behüten und zu bewachen und in Demut anzuerkennen, dass er Teil dieser Schöpfung ist.

Ich möchte die Predigt mit einem Text schließen, den man vielleicht als Ideal einer solchen Einheit und Anerkennung der Geschöpflichkeit des Menschen ansprechen könnte, mit einigen Strophen aus dem Sonnengesang des Franziskus von Assisi:

*Gelobt seist Du, mein Herr,
mit allen Deinen Geschöpfen,
vornehmlich mit der edlen Herrin
Schwester Sonne,
die uns den Tag schenkt durch ihr Licht.
Und schön ist sie
und strahlend in großem Glanze:
Dein Sinnbild, höchster!*

*Und gelobt seist Du, mein Herr,
durch Bruder Mond und die Sterne;
am Himmel schufest Du sie
leuchtend und kostbar und schön.*

*Gelobt seist Du mein Herr,
durch Bruder Wind und die Luft,
durch wolkig und heiter und jegliches Wetter,
durch das Du Deinen Geschöpfen Gedeihen gibst.*

*Gelobt seist Du, mein Herr
durch unsere Schwester
Mutter Erde,
die uns ernährt und erhält,
vielfältige Frucht uns trägt
und bunte Blumen und Kräuter*

Angst und Glaube

Predigttext: Mk 4.35-41

Der Predigttext [Mk 4.35-41] berichtet von einer stürmischen Bootsfahrt über den See Genezareth und von der Angst der Jünger. Diese Begebenheit wird in fast gleicher Weise auch von den anderen beiden synoptischen Evangelien [Mt 8.23-27, Lk 8.22-41] berichtet. In einem plötzlich losbrechenden Sturm türmen sich hohe Wellen auf und schlagen ins Boot. Das Boot droht mitten auf dem See zu sinken – fernab vom rettenden Land. Die Jünger fürchten um ihr Leben. Die panische Angst der Jünger ist in dieser gefährlichen Lage eine ganz natürliche und verständliche Reaktion.

Die moderne Psychologie unterscheidet zwischen Angst und Furcht und bezeichnet einen unbestimmten Gefühlszustand der Lebensbedrohung als Angst, die Bedrohung durch eine konkrete Gefahr als Furcht. Im allgemeinen Sprachgebrauch hat sich diese Unterscheidung noch nicht durchgesetzt. Auch die Bibel kennt diese moderne Begriffsunterscheidung nicht. Doch ob Angst oder Furcht: die Jünger waren durch den Sturm in eine konkrete Gefahrenlage geraten und drohten mit dem Boot unterzugehen. Angst und Furcht werden im Allgemeinen als unerwünschte Gefühle empfunden; sie werden oft als Schwäche ausgelegt. Doch haben sie vielfach auch eine überlebenswichtige Schutzfunktion. Wer sich mit den Wettererscheinungen auskennt und angesichts drohender dunkler Wolkentürme am Himmel eine Bootsfahrt aufschiebt, vermeidet gefährliche Situationen. Wer aber andererseits aus Angst auch bei ruhiger Wetterlage grundsätzlich kein Boot besteigt, der wird nie an das andere Ufer erreichen. Die Evolution hat dafür gesorgt, daß Angst und Mut in einem optimalen Verhältnis zueinander stehen; entsprechend folgt die jeweilige Häufigkeitsverteilung von Angst und Mut einer Gaußschen Normalverteilung.

Angstgefühle entstehen nicht nur vor konkreten Gefahren (Furcht), sondern auch in unbekannten Situationen und vor unerklärbaren Phänomenen (Angst). So waren die Menschen in früheren Zeiten sehr viel mehr von Angst geplagt als wir heutzutage. Mit der Entwicklung der Naturwissenschaften waren die meisten Naturerscheinungen einer rationalen Erklärung zugänglich und haben dadurch ihren unheimlichen Schrecken verloren. Auch wenn wir den Zeitpunkt des Eintreffens eines Ereignisses in vielen Fällen immer noch nicht vorhersagen können; wie z.B. Erdbeben oder Vulkanausbrüche. Gegenüber der Bedrohung durch ständige Gefahren tritt meist auch eine Gewöhnung ein. So haben sich beispielsweise die Menschen in Japan auf die Gefahren häufiger Erdbeben eingerichtet. In anderen Fällen wiederum wird der Gedanke an die Gefahr jedoch leichtsinniger Weise verdrängt.

Auch wir im Vergleich zu anderen Regionen sicheren Deutschland sind dennoch täglich vielen Gefahren ausgesetzt. An viele davon haben wir uns wie gesagt gewöhnt. Wer denkt daran beispielsweise schon im Straßenverkehr. Auch wenn unsere Autos inzwischen besser und sicherer geworden sind, so sterben dennoch in Deutschland jährlich immer noch etwa 4000 Menschen im Straßenverkehr. (In diesem Jahr ist die Todesrate wieder leicht angestiegen.) Hier wäre es gut sich des Risikos bewusst zu sein und die Fahrweise darauf einzustellen.

Andererseits ängstigen wir uns aber vor Gefahren, die gar nicht vorhanden sind oder deren Eintreten wenig wahrscheinlich ist. Viele technische Verfahren, die heute unser tägliches Leben erleichtern, können nur noch von Fachleuten verstanden werden. Die Laien fühlen sich hilflos, sind verunsichert und werden von einer kollektiven Angst erfasst. Ein aktuelles Beispiel dafür ist die verbreitete Angst – besonders der deutschen Bevölkerung – vor den vermeintlichen oder tatsächlichen Gefahren der Atomenergie. Als Beweis für die Gefährlichkeit werden die Reaktorkatastrophen von Tschernobyl und Fukushima herangezogen. In einem Fall handelte es sich um eine veraltete Technik und Fehlbedienung und im zweiten Fall hat eine ungewöhnlich hohe Flutwelle infolge eines extrem starken Erdbebens die Katastrophe ausgelöst. Natürlich ist der Betrieb auch des sichersten Kernkraftwerks immer noch mit einem Risiko behaftet. Schließlich ist nichts in unserem Leben ohne Risiko – von der Geburt bis zum Tode. Entscheidend ist die Wahrscheinlichkeit für das mögliche Eintreten eines Unfalls; und im Fall der Kernenergie eines Unfalls speziell bei uns in Deutschland. Und da ist die Erzeugung des Stroms mittels Kernreaktoren mehrfach sicherer als der schon erwähnte Straßenverkehr oder gar die üblichen Arbeiten im Haushalt. Ein Reaktorunfall wäre zwar ein Ereignis von großen Ausmaßen – auch wirtschaftlich – aber eben so außerordentlich selten und daher ist das Risiko vertretbar. – Da müsste schon eher der Kfz-Verkehr verboten werden.

Ohne Frage schließt der völlige Verzicht der Nutzung der Kernenergie auch jegliches Risiko eines Reaktorunfalls aus. Aber auch der Ersatz durch die sog. nachwachsenden Energieträger ist nicht ohne Risiken und Nachteile. Riesige landwirtschaftliche Flächen mit Monokulturen von Mais und Raps auf Kosten des Getreideanbaus für die menschliche Ernährung haben sich schon jetzt auf die Getreidepreise ausgewirkt; dann die Verdrängung der Landschaft durch viele Hochspannungs-Leitungen und mögliche Schäden durch Elektromog. Alle alternativen Energien werden in erheblichem Umfang mit öffentlichen Mitteln subventioniert; dennoch steigen die Energiepreise. Unter steigenden Kosten leiden in erster Linie die ärmeren Menschen – hier im eigenen Lande und weltweit. Diese finanziellen Mittel sollten besser zur Hilfe für die vielen hungernden Menschen in der Welt eingesetzt werden. Angesichts der Not dieser Menschen können wir uns in Deutschland den Luxus einer nicht gerechtfertigten und deshalb übertriebenen kollektiven Angst nicht leisten.

Doch kehren wir zurück von der Angst vor der Hochtechnologie zu den Jüngern im Boot auf dem stürmischen See Genezareth. Von all der Angst und Aufregung ist Jesus unberührt. *Er aber lag hinten im Boot auf einem Kissen und schlief. Sie weckten ihn und riefen: „Meister, kümmert es dich nicht, daß wir zugrunde gehen?“* [Mk 4.38] Nachdem Jesus den Sturm gestillt hat, sagt er zu den Jüngern: *„Warum habt ihr solche Angst? Habt ihr noch keinen Glauben?“* [Mk 4.40] Jesus hat den Glauben. Er weiß sich von Gott geführt, weiß, daß seine Stunde noch kommen wird. Die Jünger haben diesen festen Glauben nicht.

Und wie würden wir uns in einer ähnlichen Situation verhalten? wäre unser Glaube groß genug? Jesus sagt später einmal zu den Jüngern: *Und alles, was ihr im Gebet erbittet, werdet ihr erhalten, wenn ihr glaubt.* [Mt 21.22] Das kann aber doch nicht bedeuten, daß – wenn ich nur fest genug glaube – nun alles nach meinem Willen geht. Bei der Bischofswahl in Hamburg in diesem Jahr gab es zwei hoch qualifizierte Bewerberinnen, aber nur eine konnte gewählt werden. Wir suchen immer nach Ursachen. War der Glaube der unterlegenen Bewerberin nicht stark genug? – Ist Gott nur der Schiedsrichter in einem sportlichen Wettkampf?

Der Glaube ist kein Mittel um unseren eigenen Willen durchzusetzen – gegen den Willen Gottes. Das wäre ein Irrglaube; und in Erkenntnis dessen bitten wir auch im Vaterunser: *Dein*

Wille geschehe. Manchmal fällt es uns schwer, das anzuerkennen; etwa beim Tod eines lieben Menschen – oder auch beim eigenen Tod. Auch in der Nacht am Ölberg, in der Jesus verraten wurde, betete er in seiner großen Not: „*Vater, wenn du willst, nimm diesen Kelch von mir! Aber nicht mein, sondern dein Wille soll geschehen.*“ *Da erschien ihm ein Engel vom Himmel und gab ihm neue Kraft. Und er betete in seiner Angst noch inständiger, und sein Schweiß war wie Blut, das auf die Erde tropfte.* [Lk 22.42-44] Hier leidet Jesus, Gottes Sohn, das Leid und den Schmerz der gesamten Menschheit.

Der Glaube ist also keine Versicherung für ein angenehmes Leben nach unserem Willen, ohne Risiken und ohne Leid. Aber der Glaube gibt uns die Gewissheit der Liebe Gottes zu uns Menschen. *Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm.* [1Jh 4.16] So drückt der Schreiber des 1. Johannesbriefes die Botschaft des Evangeliums aus.

In der Bergpredigt sagt Jesus: ... *Sorgt euch nicht um euer Leben und darum, daß ihr etwas zu essen habt, noch um euren Leib und darum, daß ihr etwas anzuziehen habt.* [Mt 6.25] Und weiter sagt er schließlich: *Wer von euch kann mit all seiner Sorge sein Leben auch nur um eine kleine Zeitspanne verlängern?* [Mt. 6.27] In jedem Jahr wird in den Kirchen das Erntedankfest gefeiert. Dazu gehört das Gleichnis vom reichen Kornbauer im Lukas-Evangelium, der nach einer reichen Ernte beschließt sich zur Ruhe zu setzen und nur noch seinen Reichtum zu genießen. Aber es kommt anders: *Da sprach Gott zu ihm: Du Narr, noch in dieser Nacht wird man dein Leben von dir zurückfordern. Wem wird dann all das gehören, was du angehäuft hast? So geht es jedem, der nur für sich selbst Schätze sammelt, aber vor Gott nicht reich ist.* [Lk 12.16-20]

Natürlich sollen wir nicht die Hände in den Schoß legen und darauf warten, daß uns alles ohne eigenes Bemühen zufällt. Gott gibt uns unsere geistigen und körperlichen Fähigkeiten, damit wir uns ihrer bedienen zum eigenen Nutzen und zum Vorteil für unsere Mitmenschen. Und er schenkt uns die Freude am Erreichen eines Zieles. Doch sollen wir auch nicht nur verbissen auf dieses Ziel hinarbeiten. Und wir sollen wissen, daß wir ohne Gottes Hilfe nichts erreichen. Wie denn auch der Psalmist sagt: *Wenn nicht der Herr das Haus baut, so arbeiten umsonst, die daran bauen. Wenn der Herr nicht die Stadt behütet, so wacht der Wächter umsonst. Es ist umsonst, daß ihr früh aufsteht und hernach lange sitzt und esset euer Brot mit Sorgen; denn der Herr gibt es den Seinen im Schlaf.* [Ps 127.1-2]

Wissenschaftliche Studien belegen, daß gläubige Christen weniger psychologische Probleme mit Ängsten und Angstkrankheiten haben als andere Menschen [J.M.Killmer: J. Family Psych., 2002 (13) 309-327]. Dies war sicher nicht immer so. Im Mittelalter bis in die frühe Neuzeit hat gerade die Kirche viel zur Verbreitung der Angst beigetragen. Die tatsächlichen Ursachen der meisten Unglücksfälle, wie Unwetter, Seuchen u.dgl. konnte man sich nicht erklären. Die naturwissenschaftlichen Zusammenhänge waren – wie schon gesagt – noch weitgehend unbekannt. So sah man darin Strafen Gottes und lebte in ständiger Furcht vor diesen Strafen. Man war bemüht durch selbst oder von der Kirche auferlegte Strafen Gott zu besänftigen. Mit Sünde und Strafe unterstellt man Gott menschliche Denk- und Handlungsweise. Nicht selten hat sich die Kirche dieser Ängste bedient um die Gläubigen in Abhängigkeit zu halten. Das vielleicht bekannteste Beispiel sind wohl die Ablassbriefe, die zum Auslöser der Reformation wurden.

Eine andere Folge kollektiver Angst sind der seit dem 14. Jahrhundert sich ausbreitende Hexenwahn und die Judenpogrome. Hier suchte man die Ursache eines Missgeschicks nicht bei sich selbst, sondern bei anderen. Sicher war dabei auch Neid und Missgunst im Spiel.

Hexen waren meist Frauen, die über besondere Kenntnisse und Fähigkeiten verfügten. Ihnen wurde Umgang mit dem Teufel vorgeworfen und in einer heute nicht mehr verständlichen haarsträubenden Beweisführung scheinbar nachgewiesen. Hexenprozesse endeten fast immer mit einer Verurteilung zum Tod durch Verbrennen auf dem Scheiterhaufen. Der Hexenwahn war besonders in Deutschland sehr verbreitet. Die letzte Hinrichtung fand noch 1775 in Kempten statt [dtv-Lexikon]. Judenpogrome gab es in allen europäischen Staaten. Die Juden waren im Mittelalter eine Minderheit, die meist in Ghettos zusammen lebten. Teils standen sie unter dem besonderen Schutz der Herrscher, teils unterlagen sie aber auch besonderen Restriktionen. Von Zeit zu Zeit wütete in Europa die Pest, der viele Menschen – teilweise bis zur Hälfte der Bevölkerung – zum Opfer fielen. In ihrer Ratlosigkeit und Angst warfen die Menschen den Juden Brunnenvergiftung oder anderes vor, fielen über sie her und erschlugen sie in großer Zahl. So fand die kollektive Angst ein Ventil – und manch einer war außerdem auch seine Schulden los.

Unser menschliches Verständnis geht aus von Ursache und Wirkung, „actio et reactio“ wie Newton formuliert. Damit kommen wir im täglichen Leben auch gut zurecht. Wenn ein Glas auf einen harten Boden fällt, dann zerbricht es – wenn ein zerbrochenes Glas auf dem harten Boden liegt, ist es zuvor heruntergefallen. Doch der Zusammenhang von Ursache und Wirkung gilt nur im makroskopischen Bereich und nicht im mikroskopischen, im atomaren Bereich. Beispielsweise zerfällt von dem instabilen Uranisotop mit der Massenzahl 235 in einer bestimmten Zeit ein jeweils bestimmter Anteil; aber welches der Atome jeweils zerfällt und welches nicht, kann nicht begründet und nicht vorhergesagt werden.

Wenn wir nun schon in der materiellen Welt nicht alles mit unserem Verstand verstehen und begründen können, wie aber wollen wir dann Gott verstehen. Viele unserer Probleme sind die Folge unseres Fehlers, daß wir uns Gott nach menschlicher Logik vorstellen: nach Ursache und Wirkung, nach Schuld und Strafe. Doch Gottes Wirken folgt eben nicht den Regeln menschlicher Logik. Und so fragt denn auch der Psalmist im 8. Psalm: *Was ist der Mensch, daß du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst?* [Ps 8.5] Nach menschlicher Logik ist auch unverständlich, warum Gott gerade die Menschen liebt – und dann auch noch mich.

Die Gleichnisse vom Schatz im Acker und der kostbaren Perle

„Das Himmelreich gleicht einem Schatz, verborgen im Acker, den ein Mensch fand und verbarg; und in seiner Freude ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte den Acker. Wiederum gleicht das Himmelreich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte, und als er eine kostbare Perle fand, ging er hin und verkaufte alles, was er hatte, und kaufte sie.“ (Matthäus 13, 44-46)

Diese Gleichnisse sind zwei Bilder, die wir auch heute noch unmittelbar, ohne kompliziertes Nachdenken und erläuternde Auslegung verstehen können. Wir müssen sie nur ansehen und wirken lassen. Phillip Matthäus Hahn verwendete den Begriff Betrachtung, wenn er Texte der Bibel auslegte. Wenn wir dies tun, finden wir, dass tief in uns ein Wunsch und ein Sehnen ist, das wir vielleicht nur beiseite geschoben haben oder das überlagert ist von dem, was wir alles haben, um das wir uns kümmern, was uns beschäftigt, oder von unseren Erfahrungen und Enttäuschungen. Der Wunsch, so soll es auch bei mir sein, das möchte ich auch erleben, ich möchte etwas finden, für das ich alles einsetzen möchte, ist in uns, wenn auch verborgen, vorhanden. Was uns in diesen Gleichnissen entgegen tritt, ist die überwältigende Freude über eine Entdeckung, die das Leben umgestaltet.

Ich möchte diese Bilder zuerst etwas ausmalen. Beim ersten Gleichnis nehme ich an, dass ein Mann einen Acker pflügte. Im Gegensatz zu damals sitzt der Pflügende heute auf einem Schlepper nach hinten gewandt, um die Arbeit zu kontrollieren. Damit bei größeren Steinen oder felsigem Untergrund das Pflugschar nicht hängen bleibt und den Pflug beschädigt, sind die einzelnen Pflugkörper mit einer Feder oder Hydraulik ausgestattet, um diesem Widerstand auszuweichen. Beim Pflügen mit Zugtieren geht der Pflügende hinter den Tieren und muss den Pflug führen und halten, bzw. bei felsigem Untergrund anheben. Wenn er verkantet, kommt es zum Stillstand, für die Tiere und den Pflügenden äußerst unangenehm, der Pflug muss zurückgezogen und die Tiere neu angetrieben werden.

Der Mensch im Gleichnis war nicht der Eigentümer des Ackers, sondern hat die Arbeit im Lohn durchgeführt. Ein solcher hat nicht die Freude des Bauern, der trotz der harten Arbeit am Abend über den Acker sieht und zufrieden ist, weil diese Mühe sich lohnt und Grundlage für eine gute Ernte ist. Jener jedoch war nur mit der Arbeit beschäftigt, und nun dies: Der Pflug sitzt fest, ich möchte fast vermuten ein Fluch kommt über die Lippen. Er sieht genauer hin, da es sich nicht um einen gewöhnlichen Widerstand handelt und findet ein Behältnis, in das ein Schatz verborgen wurde. Erst großes Erstaunen, dann unbändige Freude, wenn er daran denkt, was er nun ausführen möchte. Alle Mühe, alles Schinden, aller Ärger über die zu geringe Entlohnung und das alte schlechte Gerät oder die unwilligen Tiere sind verflogen. Vielleicht ein Freudenschrei, von dem er gleich hofft, dass ihn niemand gehört hat, vielleicht umarmt er auch seine treuen Ochsen.

Das zweite Gleichnis unterscheidet sich vom ersten. Hier handelt es sich um einen Menschen, der als Schmuckhändler tätig ist und nach besonderen Perlen sucht und vielleicht schon sein halbes Berufsleben damit zugebracht hat. Was gleich ist, ist die übergroße Freude, die alles bisherige als so geringwertig erscheinen lässt, dass er es ohne Bedenken aufgibt und zum

Kauf der einen so schönen Perle einsetzt. Der Erste findet durch Zufall, der Zweite sucht und findet dann, aber auch dem Zweiten fällt etwas zu. Das Suchen erhöht ja nur die Wahrscheinlichkeit eines Zufalls. Und diese beiden Menschen werden von Jesus als Bild für das Himmelreich benutzt.

Es gibt aktuelle wie alte Berichte über Menschen, die durch Zufall, durch eine Ansprache einer Person, ein Buch oder ein besonderes Erlebnis eine unmittelbare Gotteserfahrung machen. Für intensives Suchen kann als Beispiel der Kämmerer aus Äthiopien genannt werden (Apg. 8, 26-38). Dieser war auf der Rückreise, nachdem er in Jerusalem angebetet hatte, und las in seinem Wagen den Propheten Jesaja. Philippus wird durch einen Engel beauftragt, sich auf die Straße von Jerusalem nach Gaza zu begeben. Er hält sich zu dessen Wagen, hört wie dieser liest und fragt, ob er das Gelesenen denn verstehe. Seine Antwort: wie kann ich, wenn mich niemand anleitet. Philippus legt ihm die Prophezeiung vom Schaf, das zur Schlachtbank geführt wird, aus. Bei dem Kämmerer hat dies die Wirkung einer Offenbarung. Es ist nicht die Erklärung selbst oder ein zwingender theologischer Beweis, sondern es ist ein Sichtbarwerden einer unbezweifelbaren Tatsache, so wie die Realität des Schatzes im Acker oder der außergewöhnlichen Perle.

Ich möchte meine Predigt in drei Teile gliedern: 1. Wir alle suchen. Dann möchte ich einige Gedanken zum Gleichnisbegriff als Einschub vortragen. 2. Gott muss sich uns zeigen. 3. Suchen und erwarten wir noch?

1. Wir alle suchen

Obwohl der erste eigentlich nicht suchte, hat er doch gefunden. Der Begriff *finden* setzt eigentlich ein Suchen, eine Erwartung oder zumindest ein Verlangen voraus, denn eine Sache finden hat nicht die gleiche Bedeutung wie ihrer nur ansichtig werden oder sie erhalten. Wenn man findet, ohne gesucht zu haben, ist in uns etwas vorhanden, was erwartet oder auf etwas gewartet hat. Das Empfinden eines Mangels, selbst wenn das, was diesen ausfüllen könnte, unbekannt ist, deutet auf dieses Unbekannte hin, nach dem verlangt wird. So ist die Sinnfrage des Menschen oder das Empfinden der Sinnlosigkeit der eigenen Existenz, der Abwesenheit von Sinn, ein Zeichen dieses Verlangens, das nur gestillt ist, wenn es erlangt, das heißt, wenn der Mensch diesen Sinn erkennt und annimmt. Diese Frage kann nicht durch die intellektuelle Auflösung des Problems geschehen, indem sie als eine sinnlose anzusehen sei, weil der Mensch darauf keine Antwort bekommen könne. Es wäre nur ein Zudecken oder Verschieben dieser Frage. Davor will uns Jesus bewahren, wenn er uns nachdrücklich auffordert zu suchen und darin nicht nachzulassen: Suchtet, so werdet ihr finden, bittet, so wird euch gegeben, klopft an, so wird euch aufgetan. Wer nicht mehr sucht, nicht mehr erwartet, das Gefühl des Mangels unterdrückt, wird auch nicht finden.

Man kann daher sagen, dass ein empfundener Mangel auf die Existenz einer Sache hinweist, selbst wenn diese unbekannt ist und keine Erfahrung mit ihr vorliegt. Das Empfinden des Mangels ist ein Verweis auf das, was ihn ausfüllen kann oder, man könnte die Hypothese aufstellen und sagen, dass der Mangel sogar ein Beweis von dessen Existenz ist. Um einen Heideggerschen Ausdruck zu gebrauchen, das Abwesende ist im Mangel anwesend, manchmal sogar in einer höheren Intensität, als wenn es anwesend wäre. Des Suchen nach dem „Reich Gottes“, sei es nun aktiv oder nur als ein inneres Sehnen, sieht Jesus bei seinen Zuhörern, weil sie in großen Scharen ihm nachlaufen und ihn hören wollen. Das Reich Gottes ist als das zu suchende und noch zu erkennende da.

Einschub: Einige Gedanken zum Gleichnisbegriff

Jesus muss aber das, was er uns vom Reich Gottes sagen will, weil es unserer Vorstellung unbekannt ist und wir es unmittelbar nicht sehen können, in Gleichnissen, in Analogien, die an unsere Erfahrung anknüpfen, nahe bringen. „Das Reich Gottes gleicht...“ heißt: Das Reich Gottes lässt sich nicht direkt mit unserer Sprache ausdrücken und bezeichnen. Es kann nur verglichen werden. Die Aussage „das Reich Gottes ist“ ist offensichtlich so nicht möglich, denn es übersteigt die Ausdrucksmöglichkeit unserer Sprache, unser Denk- und Vorstellungsvermögen und unsere Erfahrung. Dies heißt auch, das Reich Gottes ist nicht mit dem Verglichenen identisch, es weicht vom Verglichenen ab und wird nicht vollständig durch den Vergleich erklärt. Daher muss man bei der Interpretation von Gleichnissen vorsichtig vorgehen und nur die intendierte Aussage herausziehen. Dieses mit jedem Gleichnis verbundene Problem kann teilweise durch weitere Gleichnisse, die andere Aspekte beleuchten, gelöst werden. So gibt es in den Reden Jesu eine große Zahl von Gleichnissen zum Reich Gottes.

Es seien nur einige genannt: „Das Reich der Himmel gleicht einem Menschen, der guten Samen auf seinen Acker säte. Als aber die Leute schliefen, kam sein Feind und säte Unkraut zwischen den Weizen und ging davon.“ Hier wird die Frage der Existenz des Bösen aufgegriffen und gezeigt wie Gott sich dazu verhält. – „Das Reich der Himmel gleicht einem Senfkorn, das ein Mensch nahm und auf seinen Acker säte.“ Hier wird die Art und Weise der Ausbreitung des Reich Gottes gezeigt. – „Darum gleicht das Himmelreich einem König, der mit seinen Knechten abrechnen wollte.“ Hier wird die Beziehung zwischen Gott und Mensch und die Auswirkung auf das zwischenmenschliche Verhältnis dargestellt. – Im „Gleichnis von den bösen Weingärtnern“ wird der Anspruch Gottes an uns thematisiert. – „Denn es ist wie mit einem Menschen, der außer Landes ging: er rief seine Knechte und vertraute ihnen sein Vermögen an ...“ Hier wird der Auftrag Gottes an uns und der verantwortliche Umgang mit unseren Gaben gezeigt.

Es ist für manchen vielleicht erstaunlich zu hören, dass die Wissenschaft es mit einem ganz ähnlichen Problem zu tun hat, wenn es darum geht, die vorgenommenen Gegenstände und Phänomene zu beschreiben und zu verstehen. Um dies zu illustrieren, können wir beispielsweise fragen, wie die verschiedenen Wissenschaften den Menschen sehen: In der Anatomie und Physiologie werden vor allem die physikalischen und chemischen Vorgänge des Körpers betrachtet; die Immunologie entlehnt viele ihrer Begriffe aus dem Militärischen: Angriff, Verteidigung, Abwehrsysteme, Vernichtung; in der Sportphysiologie sind es technische Begriffe wie Leistung und Effizienz; in der Soziologie wird das Verhalten in Abhängigkeit von den eigenen Antrieben und äußeren Einflüssen untersucht; in der Philosophie sind es die intellektuellen Fähigkeiten des Menschen, das Denken und Erkennen, Logik und Wissenschaft.

Um einen Erkenntnisgewinn zu erreichen, muss von der Realität, wie wir sie wahrnehmen, vom Ganzen abstrahiert werden, was unter dem Gesichtspunkt, der für uns wichtig ist, unwesentlich erscheint. Der Fortschritt besteht also in einer zweckmäßigen Reduktion, was durch die Existenz der vielen verschiedenen wissenschaftlichen Fachrichtungen zum Ausdruck kommt, und der Gegenstand wird aus dem jeweiligen Gesichtspunkt betrachtet und modelliert. Ein Modell muss dann mit Beobachtungsdaten überprüft und weiterentwickelt werden. Jedes wissenschaftliche Modell kann daher aufgrund der Weglassungen auch zu Fehlschlüssen führen. Ein Systembiologe sagte, dass wir mit unserer Forschung, also beispielsweise in Experimenten, nicht die Natur selbst beobachten, sondern nur beobachten, wie die Natur auf unsere Fragen, die sich in der Regel aus unseren Modellen ergeben, reagiert. Es ist daher eigentlich nicht verwunderlich, wenn aufgrund der Eingrenzung durch *unser* Fragen auch scheinbar widersprüchliche Erkenntnisse erhalten werden, und wir in jedem Falle eine Vielzahl von Modellen benötigen, ohne jedoch das Ganze vollständig beschreiben zu können.

2. Gott muss sich uns zeigen

Dass dies aus unserer Sicht „Jenseitige“ existiert, wissen wir und wir können durch unsere Vernunft erkennen, welche Eigenschaften Gott zukommen; dies ist die Position des Mittelalters, die, wie ich meine, noch von Hegel ausdrücklich als tragfähig nachgewiesen wurde. Wie, wann und mit welcher Absicht diese Seite sich uns zuwendet, können wir jedoch nicht wissen, es sei denn, es wird uns mitgeteilt. Gott muss sich uns daher zeigen und mitteilen. Die Bibel berichtet diese Gottesoffenbarungen. Der Begriff allein sagt schon, dass diese nicht innerhalb des Bereichs unserer allgemeinen Lebenserfahrung liegen, es muss uns offenbar gemacht werden. Deshalb ist die Qualität und Zuverlässigkeit der historischen Zeugnisse von großer Bedeutung. Es sei hier beispielsweise auf die Qumram-Funde, bis ins Detail zutreffende Erfüllung von Prophetien oder den astronomischen Nachweis der Sternkonstellation zum Zeitpunkt der Geburt Jesu verwiesen. Es ist eine wichtige Säule des Glaubens zu wissen, dass das, was berichtet wird, sich auch so zugetragen hat und keine spätere Interpretation darstellt, um bestimmte theologische Positionen zu rechtfertigen, etwa im Sinne der weitverbreiteten Kritik, die enttäuschten Jünger hätten Jesus übernatürlichen Dinge zugesprochen oder Aussagen in den Mund gelegt, um aus ihrem Lehrer einen Gottessohn zu machen.

Diese Offenbarungen sind aber nicht distanziert und neutral und daher nur als historische Tatbestände zu betrachten, sondern Gott will sich uns hierdurch verständlich und zuverlässig mitteilen¹. Nach christlichem Verständnis ist dies aber nicht die einzige Offenbarungsweise, sondern Gottes Geist teilt sich *uns* mit, er führt *uns* in die Wahrheit, er bezeugt *unserem* Geist, dass wir Gottes Kinder sind. Die Gewissheit im Glauben hängt nicht vom Beweis der historischen Zuverlässigkeit der biblischen Berichte ab, sondern von der Gewissheit, die Gott in uns hineinlegt. Gott möchte, dass wir ihn erkennen und auch gewiss sind in dem, was wir erkennen. Hegel sagt, Gott sei nicht neidisch, er will erkannt werden, und wird uns mit unseren Erkenntnisbemühungen nicht in die falsche Richtung laufen lassen. Er will damit zum Ausdruck bringen, dass wir unserer Erkenntnis vertrauen dürfen; wir müssen nicht sagen, das menschliche Erkennen ist endlich und einem Absoluten und Ewigen prinzipiell nicht angemessen, woraus abzuleiten wäre, dass menschliche Erkenntnis göttlicher Dinge überhaupt unmöglich ist.

3. Suchen und erwarten wir noch?

Suchen wir aber noch? Strecken wir uns aus? Oder sehen wir zurück und sind furchtsam darauf bedacht, das, was wir haben, zu halten? Jesus sagt: wer seine Hand an den Pflug legt und sieht zurück, ist nicht geschickt zum Reich Gottes. Haben wir uns eingerichtet und uns abgefunden mit dem Vorhandenen und sagen, wir müssen realistisch sein, wir haben unsere Erfahrungen gemacht? Dieser Gefahr stehen die großen Mahnungen entgegen: „Ich kenne deine Werke, dass du weder kalt noch heiß bist. ... Weil du sagst: Ich bin reich, ja reich bin ich geworden und habe an nichts Mangel, und weil du nicht weißt, dass gerade du elend und erbarmenswert, arm, blind und nackt bist, ...“ (Offenbarung 3, 15 u.17). Und „Ihr seid das Salz der Erde und das Licht der Welt ... Wenn das Salz salzlos geworden ist, dann ist es zu nichts mehr nütze...“ (Mt. 5, 13-14). Wollen wir anderen Menschen leuchten, ist das Feuer der Freude abgebrannt? Haben wir etwas, wofür wir gerne alles aufgeben oder einsetzen? Dies ist der Prüfstein: Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz, oder anders ausgedrückt: das, womit wir uns ständig beschäftigen, ist unser Schatz. Ist das, was wir besitzen, unser Schatz geworden oder setzen wir dies ein für etwas, was höher ist? In der Begegnung Jesu mit dem „reichen Jüngling“ heißt es: „Und Jesus sah ihn an und gewann ihn lieb und sprach zu ihm: Eines fehlt

¹ Hierzu Jesaja 45, 19: Ich habe nicht im Verborgenen geredet an einem finstern Ort der Erde; ich habe nicht zu den Söhnen Jakobs gesagt: „Sucht mich vergeblich!“ Denn ich bin der Herr, der von Gerechtigkeit redet und verkündigt, was recht ist.

dir. Geh hin, verkaufe alles, was du hast, und gib's den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben... Der Mann war bestürzt, als er das hörte, und ging traurig weg, denn er hatte ein großes Vermögen.“ (Mk. 10, 21-22). Damit sind wir wieder am Kernanliegen unserer Gleichnisse, wo es nicht heißt, *er ging traurig weg*, sondern wo es anders heißt: Und *in seiner Freude geht er hin*, verkaufte alles, was er hatte, und kaufte jenen Acker und die schöne Perle. Amen.

Machet die Tore weit und die Türen in der Welt hoch, dass der König der Ehren einziehe! (Ps 24:7)

Die erste Kerze des Adventskranzes brennt und die vorweihnachtliche Zeit wird unübersehbar. Man kann sie überall wahrnehmen, hören, riechen und schmecken, Je dunkler die Jahreszeit wird, desto mehr erstrahlen die Lichter. Sogar die ansonsten eher nüchtern unterkühlte norddeutsche Frömmigkeit leistet einen Beitrag zum adventlichen Brauchtum. Für die Zöglinge des Rauhen Hauses in Hamburg erfand J.H. Wichern 1834 einen Kranz mit so vielen Kerzen, wie es noch Tage bis Weihnachten waren. Daraus ist schließlich unser Adventskranz geworden, der statt Tagen nur noch die 4 Wochen bis zum Hlg. Abend zählt. Als die Pädagogische Hochschule vor Jahrzehnten die Weihnachtsdekoration einsparen wollte, wurde auf meinen Protest hin, der Adventskranz als norddeutsches Brauchtum wieder erlaubt und beibehalten. Adventliche Symbole gibt es daneben in Hülle und Fülle. Fast könnten sie das Entscheidende und Wesentliche in den Hintergrund rücken. Die Hausfrauen werkeln in der Küche, um das Gebäck rechtzeitig auf den Tisch zu bringen. Straßen, Häuser und Gärten erstrahlen im Lichterglanz. Die Weihnachtsmärkte erfreuen sich regen Zuspruchs. Und die Geschäftsleute registrieren Umsatzrekorde dank des Weihnachtsgeldes und damit beflügelter Kauflaune. Zuhause machen Adventkalender nicht nur Kinder neugierig, was sich hinter den zu öffnenden Fensterchen verbirgt. Gehaltvolle Musik und der unerschöpfliche Schatz an Adventsliedern, Weihnachtsgeschichten und –legenden erfreuen das Gemüt. Neben all der Besinnlichkeit grassiert aber auch eine wachsende Hektik, um ja noch rechtzeitig die Weihnachtspost und den Jahresrundbrief fertigzukriegen und die Geschenke zu beschaffen und einzupacken. Advent kann sehr stressig werden und damit die Fragen aufwerfen: Kann das gemeint sein mit dem <Tore weit machen!> und den <König der Ehren einziehen> lassen? All das schöne, anheimelnde und dankenswerte adventliche Brauchtum hat offensichtlich auch eine Kehrseite, die dem echten und wirklichen Advent im Wege stehen und hinderlich werden kann. Deshalb wollen wir einmal die Bibel befragen, worin sie den Sinn der vorweihnachtlichen Vorbereitung erblickt.

Ich beschränke mich dafür auf drei herausragende alttestamentliche Gestalten, die Advent als Verheißung für die Zukunft zum Ausdruck bringen. Die erste ist Abraham. Er verlässt seine Heimat in Ur in Chaldäa, was man wohl in der Gegend des heutigen Nordendes des persischen Golfs suchen darf. Von dort holt ihn der Ruf Gottes weg und bringt ihn auf eine lange Reise über den heutigen Irak und Palästina bis nach Ägypten. Er ist nach heutigem Sprachgebrauch ein Migrant, ein heimatloser umherziehender Obdachloser, präziser ein Nomaden-Scheich. Ausgerechnet ihm und seinen Nachkommen verspricht Gott Sesshaftigkeit im Gelobten Land mit immerwährendem Segen: **„Ich will dich segnen..und in dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden“** (1. Mose 12:3). Als Nachfahren Abrahams- und wir dürfen uns als Abrahamskinder betrachten, treten wir in diese Verheißungsgeschichte ein und warten auf die Einlösung dieses Segenswortes aus göttlichem Munde.

Als zweiten Zeugen bietet die Bibel Mose auf. Nach dem Mord an einem Beamten des Königs von Ägypten flieht er vom Königshof vor der Todesstrafe in die Wüste, wo er beinahe umgekommen wäre. Dann begegnet er dem Geheimnis des brennenden, aber nicht verbrennenden Dornbuschs. Statt darüber nutzlos zu spekulieren, wie man sich das erklären kann, verdient der Name bedacht zu werden, den der heilige unsichtbare Gott dem flüchtigen Mörder preisgibt und anvertraut. Es ist eine Offenbarung, wenn aus unbegreiflicher Jenseitigkeit ein Gott heraustritt und sich namentlich anbeten und verehren lässt. Schier unerschöpflich, was dies nicht nur für Mose und sein Volk Israel bedeutet. Der Name besteht

aus vier Buchstaben des hebräischen Alphabets und wird Jahwä gesprochen, was zu Deutsch ungefähr bedeutet: „Ich bin der ICH für Dich“. Als der „Für DICH“ darfst Du mich an Deiner Seite wissen und brauchst keine Macht der Welt zu fürchten. Weil „ich mit dir sein werde“, wie Jahwä auch übersetzt werden kann, wird Mose zurück zu Pharao geschickt, damit dieser das versklavte Volk Israel in die Freiheit entlässt und in das verheißene Land, in dem Milch und Honig fließen, ziehen lässt. Es ist an dieser Stelle kaum auszuführen, was es bedeutet, dass Gott sein innerstes und wahrstes Wesen mit einem Namen erschließt, der uns unmittelbaren Zugang zu ihm verspricht und direktes Gehör verheißt. Gott als begleitende Schutzmacht an der Seite zu wissen, hat den Christen der verfolgten Alten Kirche bis zur Konstantinischen Wende vor 1700 Jahren Autorität und Vollmacht verliehen, dem römischen Kaiser göttliche Verehrung zu verweigern und die Verehrung als Kyrios nur dem auferweckten Gekreuzigten zuzubilligen. Bei seinem Deutschlandbesuch hat der Papst zu Recht vor der Verweltlichung der Kirche gewarnt. Diese Versuchung besteht tatsächlich, wenn wir die vergänglichen Dinge dieser Welt zu Abgöttern machen (vgl. auch Röm 12:2 „stellt euch nicht dieser Welt gleich!“). Um solcher Versuchung zu widerstehen brauchen wir die Verheißung des göttlichen Schutzbeistandes Jahwä, des <Ich bin für Dich!>, des <Ich werde mit Dir sein>.

Als dritten biblischen Zeugen für Gottes Verheißungen empfiehlt sich ein anonymen Prophet, der in der Mitte des Buches Jesaja das Wort ergreift und deshalb den Kunstnamen Zweiter Jesaja oder Deuterjesaja bekam. Er prophezeit in Israels tiefster nationaler und religiöser Krise. Die Babylonier hatten 586 v.Chr. Jerusalem zerstört, das Königshaus ausgerottet, den Tempel entweiht und einen Großteil der Bevölkerung nach Babylonien in die Gefangenschaft deportiert. Solche Gräueltaten ereignen sich nicht selten in der Weltgeschichte. Für Israel aber war es mehr als ein verlorener Krieg. Mit Jerusalem wurde der Zion als Gottes verbürgte Stätte verwüstet. Mit der Zerstörung des Tempels war Gott anscheinend obdachlos geworden und sein Altar für Sühne und Opfer verschwunden. Mit der Ausrottung der Königsdynastie wurde die ewige Bestandsgarantie für den Davididenthron hinfällig. Und die Deportation von Gottes Heiligem Volk in das babylonische Heidenland fremder Gottheiten machte den anscheinenden Untergang der Väterreligion für alle am eigenen Leibe spürbar. Und mitten in dieses religiöse Desaster, gleichsam einem Holocaust bisheriger Gläubigkeit, ergreift der namenlose Prophet das Wort: „*Tröstet, tröstet mein Volk!*“ (Jes 40:1)...Männer werden müde und matt und Jünglinge straucheln und fallen; aber „*Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, dass sie auffahren mit Flügeln wie Adler, dass sie laufen und nicht matt werden, dass sie wandeln und nicht müde werden*“ (Jes 40: 29-31)...*„Fürchte dich nicht, du Wurmlein Jakob, du armer Haufe Israel. Ich helfe dir, spricht der Herr und dein Erlöser ist der Heilige Israels“* (Jes 41; 16). Fast 1000 Jahre nach Mose aktualisiert dieser Prophet den Namen Gottes und erklärt ihn wie anno dazumal: Ich helfe dir, und dein Erlöser ist der Heilige Israels. Von daher bemisst sich alle Adventsverheißung und was damit nicht in Beziehung steht und von daher seinen Gehalt bekommt, muss neu daran ausgerichtet und unter sein Vorzeichen gerückt werden.

Im letzten Teil unserer Adventsbesinnung gehe ich der Frage nach, was uns unsere alten Adventslieder empfehlen, damit es bei uns Advent werden kann, das heißt, dass sich diese alten Verheißungen erfüllen.

Im Gesangbuch steht ganz vorne ein lateinischer Hymnus des Kirchenvaters Ambrosius (~ 340-397; Bischof in Mailand). *Veni redemptor gentium!* Luther hat das Lied verdeutscht: „Nun kommt der Heiden Heiland...“ (EG 4). Wir stutzen bei diesen wohlvertrauten Worten nicht mehr, wie die Christen im 4. Jahrhundert. Kurz zuvor war damals die Zeit schrecklicher Christen-Verfolgungen durch die „Konstantinische Wende“ beendet worden. Noch stellte die Christenheit im römischen Reich nur eine Minderheit von 5-15% der heidnischen Bevölkerung. Und da wagte es eine christliche Randgruppe den göttlichen Cäsaren des Imperiums den gekreuzigten und auferstandenen Jesus aus Galiläa als den wahren und

wirklichen Kyrios, Kaiser und Herrn aller Herren zu verehren: Das war eine ungeheuerliche Provokation! Das römische Weltreich mit seiner staatlich sanktionierten Religion war mitten ins Herz getroffen und wußte sich brutal gegen die wegen der Verweigerung des Staatskults als Atheisten geltenden Christen zu wehren. Vor der Konstantinischen Wende Verse zu singen, wie die folgenden, konnten Kopf und Kragen kosten:

„Die sich sein nicht schämen und sein Dienst annehmen/durch den rechten Glauben/ mit ganzem Vertrauen/ denen wird er eben /ihre Sünd vergeben. Denn er tut ihn` schenken in den Sakramenten/ sich selber zur Speise, / Sein Lieb zu beweisen, dass sie sein genießen / in ihrem Gewissen.“ (2:3-4)

Ungezählte bezahlten dieses Glaubensbekenntnis, das der Gesangbuchrevision zum Opfer fiel, mit dem Märtyrertod. Höchst bemerkenswert ist außerdem, dass das ambrosianische Adventslied bzw. die Lutherübersetzung Jesus Christus nicht als Heiland der Frommen, der Kirchenmitglieder, sondern als Heiland für die Heiden begrüßen lässt. Ob das dem Advent nicht auch heute noch eine aktuelle Bedeutung verleihen könnte?

Der Liederdichter Erasmus Albers (EG 6) hebt in seinem Adventslied aus der Reformationszeit (1546) einen anderen Bedeutungsaspekt hervor: **„Ihr lieben Christen freut euch nun, bald wird erscheinen Gottes Sohn, der unser Bruder worden ist, das ist der lieb Herr Jesus Christ“**. Wir haben uns an diese Worte mittlerweile so gewöhnt, dass uns ihre Aussage kaum noch überrascht. Gottes Sohn, der Herr Jesus Christus als unser Bruder! Bruderschaft und Verbrüderung mit Gott – welch eine Zusage! Erasmus Albers verstand das noch ganz wörtlich und zog daraus im letzten Vers die Konsequenz: „Ach lieber Herr, eil zum Gericht. Laß sehn dein herrlich Angesicht, das Wesen der Dreifaltigkeit. Das helf uns Gott in Ewigkeit“ (6:5). Hundert Jahre nach Albers zeigt Johann Rist, wo diese Verbrüderung stattfindet und immer neu begründet wird und lässt die Adventsgemeinde singen: **„Auf, ihr betrübten Herzen...hinweg all Angst und Schmerzen, der Helfer ist schon da. Seht, wie so mancher Ort/ hochtröstlich ist zu nennen, / da wir ihn finden können/ im Nachtmahl, Tauf und Wort“** (EG 8:2).

Sein Zeitgenosse Paul Gerhardt fragt: **„Wie soll ich dich empfangen und wie begegn ich Dir?“**, um selber am Ende des Lieds die Antwort zu geben (EG 11:7): **„Ihr dürft euch nicht bemühen, noch sorgen Tag und Nacht, / wie ihr ihm wollet ziehen / mit eures Armes Macht, / er kommt, er kommt mit Willen, / ist voller Lieb und Lust, / all Angst und Not zu stillen, / die ihm an euch bewusst“**.

Ein Dichter, den der antisemitistische Rassenwahn der 3. Reiches in den Freitod trieb, Jochen Klepper, soll unsere Liedumschau als Auslegung der Adventsverheißungen beschließen. 1938 dichtet er in seinem Lied: **„Die Nacht ist schon im Schwinden, / macht euch zum Stalle auf! Ihr sollt das Heil dort finden, / das aller Zeiten Lauf / von Anfang an verkündet, seit eure Schuld geschah. / Nun hat sich euch verbündet, / den Gott selbst ausersah“** (EG 16:7).

Die angeführten Beispiele aus unserem Gesangbuch – und sie bilden nur die Spitze des Eisbergs von 22 Adventsliedern in unserem Gesangbuch, können realisieren helfen, dass der König der Ehren bei uns, auch und gerade heute, einziehen kann. Amen